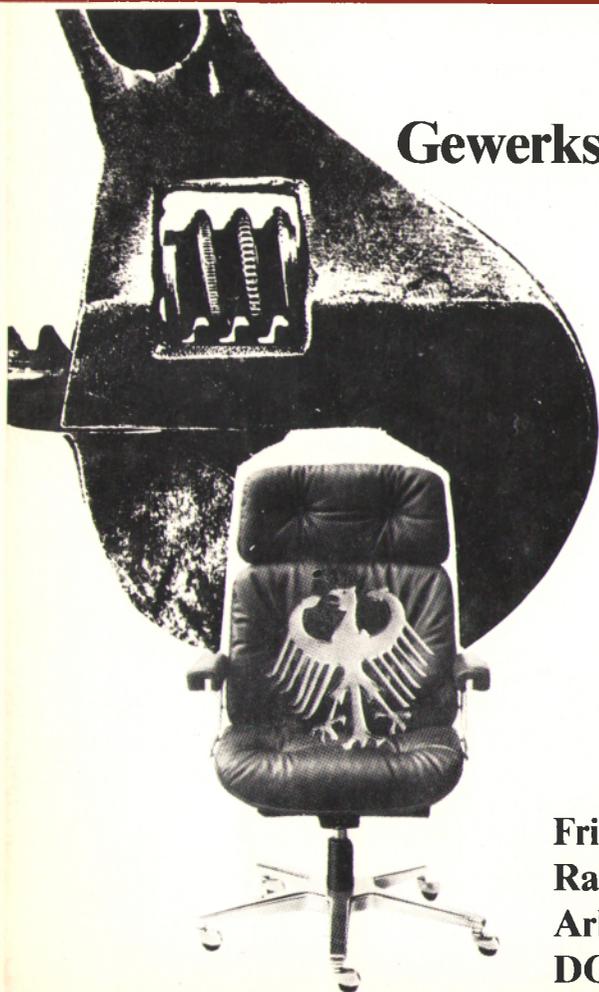


Zeitschrift für
Sozialistische Politik und Wirtschaft



spw - 10

Gewerkschaftspolitik (II)



**Friedenssicherung
Rationalisierung
Arbeitszeitverkürzung
DGB-Programmdiskussion**

Herausgeber: Detlev Albers (Bremen), Heinz Albrecht (Berlin-West), Erhard Eichert (Herford), Josef Hindels (Wien), Klaus Peter Kisker (Berlin-West), Heinrich Lienker (Harsewinkel), Werner Loewe (Hamburg), Klaus Thüsing (Paderborn), Klaus-Peter Wolf (Berlin-West).

Ständige Mitarbeiter:

Burchard Bösche (Wiesbaden), Arno Brandt (Hannover), Dieter Dehm (Frankfurt), Walter Fabian (Köln), Rainer Frank (Konstanz), Joachim Günther (Berlin-West), Mechtild Jansen (Köln), Mathias Kohler (Mannheim), Monica Lochner (München), Traute Müller (Hamburg), Dieter Muth (Hannover), Kurt Neumann (Berlin-West), Norman Paech (Hamburg), Arno Pasternak (Clausthal-Zellerfeld), Peter Pelinka (Wien), Ludger Rosengarten (Münster), Ulrich Schöler (Bonn), Martin Wilke (Ochtrup), Jochen Zimmer (Duisburg), Burkhard Zimmermann (Berlin-West), Heinz Zoller (Karlsruhe).

Redaktion: Ilse Bettstein, Robert Brögeler, Karin Gauer-Krusewitz, Frank Heidenreich, Michael Karnatz, Knut Krusewitz, Gerald Mackenthun, Hans Raßmes, Christiane Rix-Mackenthun, Dieter Scholz, Andreas Westphal, Michael Zenz.

Sekretariat: Ilse Bettstein, Karin Gauer-Krusewitz, Frank Heidenreich, Christiane Rix-Mackenthun

Redaktion und Vertrieb: Moltkestr. 21, D-1000 Berlin 45, Tel.: (030) 8342422

Verlag: spw-Verlag/Redaktion GmbH, Königsweg 310, 1000 Berlin 39, HRB 13699.

Geschäftsführer: Frank Heidenreich, Hans Raßmes, Dieter Scholz.

Copyright © spw-Verlag/Redaktion GmbH, Berlin (West).

Alle Rechte — auch das der Übersetzung — vorbehalten.

Satz: Barbara Steinhardt, Berlin-Zehlendorf. — Herstellung: Oktober Druck, Berlin-Kreuzberg.
Umschlaggestaltung: Jürgen Holtfreter. — Auflage: 1.-3. Tausend März 1981

Die spw erscheint in 4 Heften jährlich mit einem Gesamtumfang von mindestens 420 S. Die Kündigung eines Abonnements ist unter Einhaltung einer dreimonatigen Frist zum Jahresende möglich. Der Buchhandelspreis beträgt 7,70 DM, in der Republik Österreich 60,— ÖS, in der Schweiz 8,— sfr. Im Abonnement kostet das Heft 5,— DM zuzügl. Versand, im Einzelverkauf über sozialdemokratische Organisationen 6,— DM (45,— ÖS)

Die Redaktion bittet die Leser um Mitarbeit, übernimmt jedoch keine Haftung für unverlangt eingesandte Beiträge. Manuskripte müssen in doppelter Ausführung in Maschinenschrift einseitig beschrieben und mit einem Rand von 35 Anschlägen versehen sein. Aufsatzbeiträge sollen nicht mehr als 18 Manuskriptseiten umfassen.

Konten: Bank für Gemeinwirtschaft (BfG) Berlin 111 502 8300 (BLZ 100 101 11)

Postscheckamt Berlin West 109974 - 105 (BLZ 100 100 10)

Beilagenhinweis: Dieses Heft enthält eine Zahlkarte und — in Teilaufgabe — einen Bestellzettel des spw-Verlages für Patenschaftsabonnements.

Inhalt

Verlagsmitteilungen.....	3
Editorial.....	5

Aktuelle Kommentare

<i>Detlev Albers und Wolfgang Biermann</i> Zum Kampf für Frieden und Abrüstung.....	7
<i>Andreas Wehr</i> Zur Krise der Berliner Sozialdemokratie.....	11

Diskussionsschwerpunkt: Gewerkschaftspolitik (II)

<i>Georg Benz</i> IG Metall gegen NATO-Nachrüstung!.....	16
<i>Hans Jürgen Kröger</i> Diskussionsbeiträge, Anregungen und Kritik zum DGB-Grundsatzprogramm.....	19
<i>Ulrich Briefs</i> »Neue Technologien«, Rationalisierung, gewerkschaftliche Gegenwehr.....	25
<i>Hannelore May</i> Persönlichkeitsentwicklung durch Arbeit. — eine empirische Arbeit für Gewerkschafter!?	35
<i>Ottwald Demele</i> Arbeitszeitverkürzung zur Humanisierung der Arbeit und als Instrument der Arbeitsmarktpolitik.....	43
<i>Klaus Peter Kisker</i> Gewerkschaftliche Solidarität in der Krise.....	57

Interview

mit Peter Riemer, Pressesprecher der Gewerkschaft Holz und Kunststoff (GHK).....	62
---	----

Außerhalb des Schwerpunktes

<i>Monty Johnstone</i> Macht und Demokratie im Sozialismus.....	70
<i>Joachim Günther</i> Beispiel Polen: Unabhängige Gewerkschaften und die »führende Rolle der Partei«	85
<i>Erwin Seyfried und Heike Wilke</i> Linke Sozialdemokraten und ihre Aktivitäten in der Volksuni.....	94

Berichte

<i>Christiane Rix-Mackenthun</i> : Linke Labour Party oder gespaltene Labour Party?...	100
<i>Kurt Neumann</i> : »Herforder Thesen« auf dem Prüfstand.....	105

Dokumentation

Programmerkklärung der West-Berliner »Volksuniversität«.....	110
»Mut für eine bessere Zukunft — für eine bessere Friedenspolitik!«.....	112

**Ein Foto- und Textbuch über die Volksuni '80
erschienen im spw-Verlag und Argument-Verlag
212 S., über 160 Fotos, für spw-Leser nur 19 DM incl. Versand**



**Volksuni '80
Bilder und Texte**

Mit den wichtigsten Referaten und Diskussionen und vielen spannenden Fotos, die den Lern- und Diskussionsprozeß auf der Volksuni eindringlich nachvollziehen und illustrieren.

Unter anderem mit den folgenden Referaten:

Detlev Albers: Marxismus und Sozialdemokratie

Rudolf Bahro: Historischer Kompromiß

Ingeborg Drewitz: Frauenliteratur nach '45

Frigga Haug: Opfer oder Täter? Verhalten von Frauen (Diskussion)

W.F. Haug: Das Marx'sche »Kapital« und der Ökonomismus

Klaus Holzkamp: Individuum und Organisation

E. Laclau: Volksrevolution und demokratischer Kampf

Axel Zerdick/Annette Schwarzenau: Zur Privatisierung
öffentlicher Dienstleistungen

Ausschnitte und Fotos aus dem Biermann-Konzert, Buchholzens Tierleben, den work-shops — zum Nachleben und Nachlesen.

Presseschau und -analyse. — Interviews mit Teilnehmern.

Und: eine Menge Fotos, die gekonnt die Stimmung und Atmosphäre der Volksuni '80 einfangen!

Bestellung durch Überweisung von 19,— DM unter Verwendung der anliegenden Zahlkarte (vollständige Absenderangabe nicht vergessen!)

spw-Vertrieb - Moltkestr. 21 - D-1000 Berlin (West) 45 - Tel.: 030/834 2422

Verlagsmitteilungen

1. Ökonomie und Solidarität

Mit Heft 9 sandten wir vor Weihnachten an alle Abonnenten Rechnungen. Kapitalbeschaffung für die Jahresproduktion 1981 ist das eine Ziel, das andere ist die Angleichung der Jahres-Abos an das Kalenderjahr. Nach dem Stand von Ende Januar dürfen wir uns bei 43,5% der Abonnenten bedanken: Sie haben die bei einer Abonnementszeitschrift übliche Vorauszahlung geleistet. Das Problem aber ist die Mehrheit von beinahe 60% unserer ständigen Leser/innen, die bis heute mindestens ein (viele auch alle) Heft(e) des 4. *spw*-Jahrgangs nicht bezahlt haben. Dieser Anteil ist zu hoch, wenn ein linker Kleinverlag verantwortlich kalkulieren und kostendeckend arbeiten soll. Schlimmer ist diese Zahl: *Jeder vierte Abonnent (24,3%) ist noch für 1980 im Zahlungsrückstand.* Von den Forderungen an Abo-Kunden — addiert für 1980 und 1981 — könnten wir die Kosten der *Herstellung und des Vertriebes eines spw-Hefts* finanzieren! Und ein Programm an Sonderheften (SH, vgl. unten) haben wir uns für '81 auch noch vorgenommen ...

Ein sozialistischer Verlag zu sein, heißt nicht, daß der Leser bestellte Produkte nicht zu bezahlen braucht. Eine selbstverständliche Erkenntnis, die (zu häufig) folgenlos bleibt? Die ausstehenden Abo-Gebühren jetzt zu bezahlen, bedeutet nicht nur Herstellung der wirtschaftlichen Voraussetzungen unserer Verlagsarbeit, sondern auch Solidarität mit den »Genossinnen und Genossen unbezahlten Arbeitskräften«, die Hunderte von Mahnungen schreiben müßten.

2. Volksuni '80 — fotografiert und dokumentiert

Die erste westberliner »Volksuniversität« fand Pfingsten letzten Jahres statt. Im *Argument*- und *spw*-Verlag ist nun der Dokumentationsband erschienen — mit Texten von Detlev Albers, Rudolf Bahro, Lottemi Doormann, Ingeborg Drewitz, Frigga Haug, W.F. Haug, Klaus Holzkamp, Uwe Jessen, Ernesto Laclau, Erich Wulff, Axel Zerdick u.a. sowie mit vielen Bildern, Interviews und Pressespiegel. Bestellungen über:

spw-Vertrieb, Moltkestr. 21, D-1000 Berlin 45

(Sonderpreis für *spw*-Leser: 19,— DM, incl. Versand).

Überweisungen mit der anliegenden Zahlkarte gelten als Bestellungen (vollständige Absenderangabe nicht vergessen!)

3. Zur Diskussion der »Herforder Thesen« II

Ende April werden wir in Zusammenarbeit mit dem DVK-Verlag den Band »Linke Sozialdemokraten und bundesrepublikanische Linke — Diskussion am Beispiel der 'Herforder Thesen'« ausliefern. Der Band enthält alle Referate sowie die zentralen Diskussionsbeiträge des Braker Seminars (31.10. bis 2.11.1980) zu den Herforder Thesen II. Zwecks Erleichterung der Finanzierung bitten wir schon jetzt um Vorbestellungen und Überweisungen auf der anliegenden Zahlkarte! — ca. 192 Seiten, **Organisationspreis (incl. Versand): 9,—** (Buchhandelspreis: 10,80 DM)

Für die zweite Hälfte dieses Jahres planen wir die Herausgabe eines weiteren Sonderheftes (SH 3) mit dem Titel »Sozialistische Länder und westeuropäische Linke«.

Zeitschrift für Sozialistische Politik und Wirtschaft

spw

Moltkestraße 21
D-1000 Berlin 45

Das *spw*-Programm

spw 1 (Okt. 1978): **Sozialistenverfolgung und Bürgerrechte**

Chr. Butterwegge, J. Egert, Kisker/Zerdick, A. Klönne. A. Wehr
(z.Zt. nicht lieferbar, da Auflage vergriffen)

spw 2 (Jan. 1979): **Positionen zur Gewerkschaftspolitik**

W. Abendroth, A.-R. Alawi, D. Albers, G. Bäcker, W. Hamer, R. Heinrich, H. Moll

spw 3 (Apr. 1979): **Sozialdemokratie und Westeuropa**

H. Albrecht, J. Günther, S. Holland, N. Paech, K. Thüsing

spw 4 (Juli 1979): **Strategien der Rechtskräfte**

H.-D. Bamberg, A.G. Frei, M. Jansen, R. Kühnl, P. Pelinka, Scheffler/Waldhubel

spw 5 (Nov. 1979): **Arbeiterbewegung in der BRD**

Alexy/Bouwer, W.F. Haug, Neumann/Wehr, P. Oehlke, U. Zachert

spw 6 (März 1980): **Ökologiedebatte, NATO-Aufrüstung, SPD-Politik**

H. Arnold, W. Biermann, P. Brosche, Linke/Westermann/Westphal,
D. Scholz, U. Skierke

spw 7 (Juni 1980): **Wahlentscheidung gegen Rechts**

R. Frank, J. Hindels, M. Krätke, K. Krusewitz, G. Mackenthun

spw 8 (Sept. 1980): **Internationale Spannungen**

W. Abendroth, D. Albers, Chr. Butterwegge, R. Röhrig,
J. Schleifstein, K. Voigt

spw 9 (Dez. 1980): **Kontroversen zur Wirtschaftspolitik**

F. Beckenbach, H. Kepplinger, Chr. Rix-Mackenthun

Sonderheft (SH 1): Diskussion der Herforder Thesen I (1978)

(75 S., 5,— DM incl. Versand)

Sonderheft (SH 2): Herforder Thesen II, erw. Ausgabe (1980)

(191 S., 8,— DM incl. Versand)

Einzelheft: 7,70 DM (Hefte 1 bis 5: DM 5,—)/ÖS 60,—

Über sozialdemokratische Organisationen: Einzelheft: 6,— DM.

Im Jahresabonnement (vier Hefte): 23,— DM incl. Versand.

Bestellungen über:

spw-Vertrieb, Moltkestr. 21, D-1000 Berlin 45, Tel.: 030/834 2422

Editorial

Heftplanung 1981

Mit dem zehnten Heft der laufenden Zeitschrift geht *spw* in den vierten Jahrgang. Nach genau zwei Jahren bearbeiten wir zum zweiten Mal Probleme gewerkschaftlicher Politik im Schwerpunkt. Die kommenden Themenschwerpunkte werden sein: Sozialistische Frauenbewegung (*spw 11*), Kommunalpolitik (*spw 12*) und Parteiarbeit und Kultur (*spw 13*). Planung und redaktionelle Betreuung dieser Themen übernehmen ab Heft 11 Kommissionen, die für die beiden nächsten Hefte bereits gebildet wurden. Quer zu den vier Schwerpunkten wird jedes Heft Beiträge zu Fragen der Entspannungs- und Abrüstungspolitik enthalten. In *spw 11* oder *12* wird u.a. die Geschichte des Friedenskampfes in der BRD (Anti-Atomtod- und Ostermarschbewegung) auf nützliche Lehren für eine aktuell wirksame Friedenspolitik untersucht werden.

*Gewerkschaftspolitik in *spw* — Gewerkschafter als Autoren*

Anfang 1979 brachten wir *spw 2* zum Themenschwerpunkt »Positionen zur Gewerkschaftspolitik« heraus. Beiträge und Verbreitung des Hefts waren noch vom minimalen Bekanntheitsgrad der gerade drei Monate alten Zeitschrift geprägt. Das galt im besonderen für den Gewerkschaftsbereich. Kolleginnen und Kollegen aus den DGB-Gewerkschaften waren damals kaum für die Mitarbeit an *spw* zu gewinnen. Dennoch machten wir mit dem Heft einen wichtigen Anfang: Hans Moll (HBV), Gerhard Bäcker (WSI), Wolfgang Hamer und Detlev Albers schrieben damals über Rechtsprechung zur Aussperrungspraxis, Rationalisierung, Wirtschafts- und Arbeitsmarktpolitik der Bundesregierung sowie zum Verhältnis von linken Sozialdemokraten und Gewerkschaften. Unsere Bemühungen, praktisch wichtige Fragen der Klassenauseinandersetzungen theoretisch aufzugreifen und — was nicht immer gelingt — in verständlicher Form in der *spw* zu behandeln, hat inzwischen auch in den Gewerkschaften eine breitere Aufmerksamkeit entstehen lassen. Sichtbarer Ausdruck dafür war die gewachsene Bereitschaft von Gewerkschaftern zur Mitarbeit an diesem Heft.

Zum vorliegenden Heft

Georg Benz, geschäftsführendes Hauptvorstandsmitglied seiner Gewerkschaft, sieht vom Standpunkt der IG Metall in der Friedenssicherung die zentrale Voraussetzung für eine Reformpolitik im Arbeiterinteresse. Strategisch schlägt Benz die *Offensive auf allen Ebenen der gesellschaftlichen Auseinandersetzungen* vor, seine Warnung gilt einer Politik, die die Bedeutung der Institutionen — wie Parteien und Gewerkschaften — gegenüber der spontanen Friedensbewegung zu gering einschätzt. Wie der Friedenskampf aktuell in der SPD geführt werden muß, ist die Hauptfrage, der Detlev Albers und Wolfgang Biermann nachgehen.

Im »Interview« nimmt der Pressesprecher der Gewerkschaft Holz und Kunststoff (GHK), Peter Riemer, Stellung zum gegenwärtigen Verhältnis von Sozialdemokratie und Gewerkschaften, der Diskussion des Entwurfs des neuen DGB-Grundsatzprogramms und insbesondere zu den Gründen der relativ erfolgreichen Tarifpolitik der GHK in den letzten

Jahren. Ottwald Demele formuliert zum Problem der Arbeitszeitverkürzung Positionen, die einen wichtigen Beitrag zur wissenschaftlichen Unterstützung gewerkschaftlicher Tarifpolitik leisten können. Hans Jürgen Kröger, der neben Christian Götz (HBV) und Walter Fabian in die sonst recht schleppende Diskussion um das neue DGB-Grundsatzprogramm engagiert eingriff, stellt noch einmal die zentralen Streitpunkte zusammen, die den Kongreß im März bestimmen werden.

Zwei Beiträge zu Fragen des technologischen Fortschritts und den Konsequenzen für gewerkschaftliches Handeln unterstreichen die Absicht von Redaktion und Herausgebern, mit *spw* eine Diskussionsplattform zu bieten. Ulrich Briefs vom Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Institut des DGB spricht sich aufgrund der sozialen und politischen Auswirkungen der Technologieentwicklung für eine umfassende Demokratisierung der Betriebe und der gewerkschaftlichen Politik aus. Denn nur durch die bewußte Aktion der Betroffenen können die negativen Auswirkungen des technologischen Wandels verhindert werden. Hannelore May vom West-Berliner »Projekt Automation und Qualifikation« befragt Automationsarbeit auf ihre persönlichkeitsentwickelnden Momente. Umstritten sind nicht nur die Qualifikations- und Produktivkraftentwicklung. Die verschiedenen Theorien zur Automationsarbeit begründen unterschiedliche Handlungsvorschläge für gewerkschaftliche Politik.

Einige der Themenstellungen, die für dieses Heft ins Auge gefaßt wurden, aber aus Platzgründen nicht berücksichtigt werden konnten, werden in die nächsten Hefte Eingang finden. Dazu gehören: die in den Gewerkschaften zunehmende Diskussion um arbeitnehmerorientierte Wissenschaft, die Geschichte der Einheitsgewerkschaft sowie das Problem der gewerkschaftlichen Orientierung der Parteiarbeit.

Zwei Beiträge außerhalb des Schwerpunkts beleuchten die Entwicklungsprobleme sozialistischer Länder. Wir dokumentieren aus der Zeitschrift »interpol« den Aufsatz von Joachim Günther. Nicht Spekulationen über die neue Gewerkschaftsbewegung in Polen und ihren Führer Walesa stehen im Zentrum, sondern die Fehler und die neuen Chancen der Vereinigten Arbeiterpartei. Die Frage lautet: Was führte die polnischen Kommunisten in die Krise, wie können sie wirkliche politische und kulturelle Führung in der polnischen Nation wiedergewinnen? — Nun sind die von der polnischen Arbeiterbewegung gestellten Fragen nicht nur älter als die Gewerkschaft »Solidarität«. Die grundsätzlichen Probleme entstanden selbst lange vor den Konflikten in Polen von 1976, 1970 oder gar 1956 und sind schließlich auch international übergreifende. Aus Anlaß des 20. Parteitags der KPdSU vor einem Vierteljahrhundert haben wir einen westeuropäischen Kommunisten und marxistischen Historiker eingeladen, den Zusammenhang von Macht und Demokratie in sozialistischen Übergangsgesellschaften zu diskutieren. Die Lehren aus den sowjetischen Erfahrungen unter Stalin und aus den aktuellen polnischen Ereignissen umreißt Monty Johnstone mit dem Begriff des »sozialistischen Pluralismus«. Berührungspunkte zu den »Herforder Thesen« werden deutlich in der Frage der Autonomie der Gewerkschaften (vgl. HT II, S.55f.) und des politischen Pluralismus sowohl im Übergang zum Sozialismus als auch in der sozialistischen Gesellschaft (vgl. HT II, S.57f.).

Die Redaktion

Aktuelle Kommentare

Detlev Albers und Wolfgang Biermann

Zum Kampf für Frieden und Abrüstung

»Die große Mehrheit der Bevölkerung der Welt kann sich an keine Zeit erinnern, da der nukleare Schatten nicht auf unsere Erde fiel ... In einem weltweiten Nuklearkrieg würde mehr Zerstörungskraft als im gesamten Zweiten Weltkrieg freigesetzt werden, und zwar in jeder Sekunde des langen Nachmittags, den man für den Abschub und Abwurf aller Raketen und Bomben benötigen würde; jede Sekunde würde ein zweiter Weltkrieg stattfinden, und in den ersten Stunden würden mehr Menschen getötet, als in allen Kriegen der Geschichte zusammen. Die Überlebenden — wenn es überhaupt welche geben würde — würden in Verzweiflung leben inmitten der vergifteten Ruinen einer Zivilisation, die Selbstmord begangen hätte.«

Diese erschütternde Zusammenfassung der Schrecken des 3. Weltkriegs hat ausgerechnet Jimmy Carter in seiner letzten Rede als Präsident der USA seinen Landsleuten und der internationalen Öffentlichkeit vor Augen geführt. Sie mag, ja sie muß als der Appell eines extremen Kronzeugen dazu dienen, allen Schritten zur Verharmlosung, zur ganzen oder halben »Machbarkeit« eines Atomkrieges entgegenzutreten. Und sie verdeutlicht zugleich, wie bedrückend, jeden historischen Vergleich sprengend, die Aufgabe ist, im Kampf für Frieden und Abrüstung das Zustandekommen eines solchen Infernos unmöglich zu machen.

Die Bundesrepublik spielte bei der Nachrüstungsentscheidung 1979 eine entscheidende Rolle unter den westeuropäischen NATO-Verbündeten. Ohne das Votum der Bundesregierung, ohne den SPD-Parteitagbeschuß, der Signalwirkung für das Verhalten der kleineren NATO-Länder hatte, wäre die Zustimmung zur Stationierung atomarer Mittelstreckenraketen der USA in Westeuropa nie erfolgt. Umgekehrt werden die BRD und die SPD eine Schlüsselrolle bei der Beantwortung der Frage spielen, ob ab 1983 tatsächlich die Stationierung erfolgen wird.

Ohne die SPD und die Bundesregierung wäre es auch nicht zu dem sogenannten »Doppelbeschuß« gekommen (einerseits »Nachrüsten«, andererseits »Verhandlungsangebot«). Dieses schien die salvatorische Formel, um die mittlerweile entstandenen Interessendivergenzen zwischen den USA und Westeuropa zu überdecken: Für die USA die (uneingeschränkte) Stationierungsentscheidung, für Westeuropa die (eingeschränkte) Verhandlungsbereitschaft zur möglichen Vermeidung der Stationierung.

Eingeschränkt war die Verhandlungsbereitschaft insbesondere dadurch, daß das NATO-Angebot sich nur auf »landgestützte« Mittelstreckenraketen bezog, von denen die UdSSR viele, die NATO keine hat, während das »Angebot« all diejenigen Waffen ignorierte, die das eigentliche Gegenstück zu SS 20 und SS 4

sind — nämlich die sogenannten »Forward Based Systems« einschließlich der hunderte von U-Boot-gestützten Raketensprengköpfen unter dem westeuropäischen-amerikanischen Kommando. Diese Waffen wurden und werden bis heute weitgehend verschwiegen, um die in den letzten 20 Jahren einschneidendste strategische Veränderung auf dem europäischen Kontinent zu verschleiern: Die theoretisch kalkulierbare Führung eines begrenzten Atomkrieges durch Miniaturisierung der atomaren Kurz- und Mittelstreckenwaffen.

Dieses nämlich ist das treibende Motiv für die Entwicklung und Stationierung der Pershing II Raketen und der Cruise Missiles aus der Sicht des militärisch-industriellen Komplexes der USA und seiner Anhänger bei uns. Daran ändert auch der Umstand nichts, daß zahlreiche Politiker in Westeuropa (und auch in den USA) *andere Motive* mit der »Nachrüstung« verbanden: Ankoppelung der USA an die Verteidigung Westeuropas, »Bündnistreue«, die Vorstellung, die UdSSR unter Zugzwang zu Rüstungskontrollverhandlungen zu bringen, oder einfach das »militärische Gleichgewicht« wiederherzustellen (vgl. hierzu die Beiträge in: *spw* 6, Berlin/West 1980).

Dieser Umstand vermindert nicht die gravierende Verantwortung jener Befürworter des »Nachrüstungsbeschlusses«; er belegt vielmehr in erschreckendem Maße die objektive und subjektive Unfähigkeit der uns vorgeführten Politik, die Eigendynamik des militärisch-industriellen Komplexes zu durchschauen, geschweige denn zu kontrollieren oder gar zu beherrschen. Auch waren die führenden Köpfe der deutschen Sozialdemokratie nicht in der Lage, die warnenden Signale von Friedensforschern ernst zu nehmen, die — wie z.B. das CSU-Mitglied Oberstleutnant a.D. Alfred Mechtersheimer oder der Sozialdemokrat Dieter Lutz — schon lange vor der Dezember-Entscheidung der NATO die Haltlosigkeit der für die »Nachrüstung« ins Feld gebrachten Argumente bewiesen.

Es blieb Helmut Schmidt überlassen, bei seinen Moskauer Gesprächen überhaupt eine Verhandlungsgrundlage zwischen den USA und der UdSSR zu schaffen, nämlich die bisher strikt ignorierten »Forward Based Systems« der USA in Westeuropa als atomare Bedrohung der UdSSR durch die NATO anzuerkennen. Weder die SPD als ganzes noch die bürgerliche Presse der Bundesrepublik haben diesen vorsichtigen und diplomatischen Versuch Schmidts, von dem fatalen NATO-Beschluß herunterzukommen, bislang mitvollzogen.

Weiterhin lautet die primitive Parole: Die Sowjets rüsten unaufhörlich »vor«, die NATO hat dem »nichts vergleichbares« entgegenzusetzen, deshalb muß sie »nach«rüsten.

Dennoch: Die von Monat zu Monat bedrohlicher werdende Krise der internationalen Politik, von der aggressiv-konservativen Tendenzwende in den Vereinigten Staaten ständig weiter verschärft, aber auch durch Maßnahmen der sozialistischen Führungsmacht wie die Intervention in Afghanistan oder Drohgebärden gegenüber dem gesellschaftlichen Erneuerungsprozeß in Polen belastet, hat große Teile unseres Volkes dazu gebracht, das Eintreten für eine konsequente Friedens- und Entspannungspolitik allen anderen Aufgaben überzuordnen.

Wachsende Teile der Sozialdemokratie, der Gewerkschaften (eindeutige Beschlüsse der IG-Metall, der ÖTV, der HBV u.a. gegen die »Nachrüstung«), der Kirchen und auch der FDP erkennen, daß sie mit dem NATO-Beschluß irreführt wurden und werden. Die Gründe für diesen Umdenkungsprozeß sind verschieden:

- Aufkommende Kriegsangst durch die zugespitzte Konfrontation zwischen den beiden Weltmächten,
- Nichteinhalten der angekündigten Schritte nach dem NATO-Beschluß (SALT-II-Ratifizierung, sofortiger Verhandlungsbeginn über eurostrategische Waffen),
- offen proklamierte Überlegenheitsstrategien in den USA sowie die offizielle Unterzeichnung der Strategie des »begrenzten Atomschlags« durch den amerikanischen Präsidenten (Direktive 59),
- Besorgnis über generelle Tendenzen zur Konfrontation (militärische statt politischer Rohstoffsicherung, Waffenexporte etc.),
- innenpolitische Konsequenzen des Rüstungswettlaufs (z.B. Rüstungssteigerung zu Lasten der sozialen oder Entwicklungshilfeausgaben bei verschärfter Wirtschaftskrise und Mittelknappheit).

Es deuten sich damit zugleich Bewegungen gegen die Stationierung von Mittelstreckenraketen in der BRD an, die in ihrem politischen Spektrum weit über den traditionellen Rahmen der Komitees für Frieden, Abrüstung und Zusammenarbeit hinausgehen. Beispiele sind Zusammenschlüsse wie der Appell »Mut für eine bessere Zukunft«, die regionalen Initiativen »für Frieden, internationalen Ausgleich und Sicherheit« und eine Vielzahl von anderen Aktionen, insbesondere aus dem kirchlichen Bereich (z.B. »Aktion Sühnezeichen«) und die zunehmende Sensibilisierung der Anti-AKW- und Ökologiebewegung für den Kampf gegen die Atomrüstung.

Die sozialdemokratische Linke hat sich in einer solchen Situation vor allem zwei Fragen zu stellen: Was kann sie für das Zustandekommen einer breiten Volksbewegung gegen die geplante Stationierung atomarer Mittelstreckenraketen in der Bundesrepublik beitragen? Und wie kann sie jene politischen Rahmenbedingungen beeinflussen, von deren Veränderung letztlich der Erfolg der Bewegung gegen die »Nachrüstung« abhängt? — Beide Fragen, die vielfältig miteinander verknüpft sind, werden sich nur auf dem Hintergrund der folgenden Überlegungen beantworten lassen: Wir müssen anerkennen, daß es bereits eine Bewegung (bzw. mehrere »Teilbewegungen«) gegen die Stationierung von Mittelstreckenraketen in der BRD gibt. In ihr haben seit jeher einzelne Sozialdemokraten mitgearbeitet. Das Gros der Partei aber steht ihnen noch fern und wird sich auch erst parallel zur Herausbildung neuer Parteibeschlüsse auf allen Ebenen aktiv engagieren. Es kann nicht unsere Aufgabe sein, diese Bewegungen zu »übernehmen«, obwohl wir — je nach regionalen Bedingungen — mit diesen Bewegungen in ständigem Dialog stehen und in ihnen mitwirken müssen. Es kann auch nicht unsere Aufgabe sein, etwa hinter vorhandenen Bewegungen

herzulaufen oder sie mit unseren »Organisationsinteressen« zu belasten.

Wir müssen andererseits überlegen, welche spezifischen Möglichkeiten wir als Teil der Sozialdemokratie haben, neue gesellschaftliche Kräfte für die Friedensbewegung zu gewinnen und zu mobilisieren, vor allem weitere Teile der Gewerkschaften und der SPD, unabhängig von ihrem innerorganisatorischen Standort, desweiteren breitere Kreise der Liberalen und aus dem kirchlichen Bereich. Wie das Beispiel des Friedensforschers und CSU-Mitglieds Mechtersheimer zeigt, kann teilweise auch die CDU/CSU-Basis gegen die Stationierung von Mittelstreckenraketen gewonnen werden, wenn ihr das damit verbundene existentielle nationale Interesse der BRD vermittelt wird, keine Abschubrampe und auch kein Schauplatz für die nukleare Auseinandersetzung der Supermächte werden zu wollen (z.B. war es Adenauer, der Anfang der 60er Jahre die Stationierung von Mittelstreckenraketen der USA in der BRD ablehnte, während sie in Großbritannien, Italien und in der Türkei stationiert waren, bis sie als Ergebnis der Kuba-Krise abgezogen wurden).

Eine solche Bündnisbreite allein kann Aussicht auf Erfolg haben, in den nächsten zwei Jahren den notwendigen massenhaften Druck gegen die Stationierung atomarer Mittelstreckenraketen in der BRD zu erzeugen. Dieses ist keine »Einpunktbewegung«, sondern eine Bewegung gegen den lebensgefährlichen Übergang von der nuklearen Abschreckungsstrategie zur nuklearen Kriegsführungsstrategie. Nur wenn diese historische Tragweite der »Nachrüstung« von allen Teilen der Friedensbewegung begriffen und vermittelt wird, kann ihre thematische und organisatorische Zersplitterung vermieden werden. Vermeidung der Zersplitterung heißt nicht Aktionseinheit um jeden Preis. Linke Sozialdemokraten können auch in *verschiedenen* Strömungen der Friedensbewegung mitarbeiten, die jeweils unterschiedliche Bevölkerungskreise mobilisieren. Um die Friedensbewegung aus dem linken Ghetto herauszuholen, muß sie im Kern ein Bündnis aus den gesellschaftlich relevanten und »anerkannten« Kräften herstellen, die eine Weichenstellung gegen die »Kriegsführungsfähigkeit« in Europa bewirken können: Gewerkschaften, SPD, Liberale, Grüne und andere Potentiale, eventuell auch CDU und Kirchen. Nur ein solches Bündnis ist in der Lage, einer Volksbewegung die notwendige Durchsetzungskraft bis hin zur Umkehrung von Regierungsentscheidungen zu verleihen — gegenüber einer Regierung, die ihrerseits unter dem massiven Druck der Rüstungslobby und der USA steht und diesen durch alle Mechanismen der bestehenden Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung verpflichtet wird.

Fassen wir zusammen: Linke Sozialdemokraten haben sich seit langem die Erkenntnis zu eigen gemacht, daß die aktive Mitarbeit in der Friedensbewegung immer dringlicher wird, ja inzwischen längst zu einem unverzichtbaren Teil ihrer eigenen politischen Identität geworden ist. Ihr Beitrag kann Arbeitsteilungen akzeptieren, die sich unter den gegebenen politischen Kräfteverhältnissen aufzwingen oder sogar aufdrängen. Aber sie treten Instrumentalisierungen und Vereinnahmungstendenzen, egal von welcher Seite, mit der gleichen Entschiedenheit

entgegen, mit der sie sich andererseits für die Herstellung eines übergreifenden geistigen Zusammenhalts zwischen den verschiedenen Friedensinitiativen einsetzen. Der Kampf für Frieden, Abrüstung und Entspannung steht und fällt mit dem Grundsatz, die organisatorische Einheit der Friedensbewegung in unserem Land nicht zur Fessel gegenüber ihrer gesellschaftlichen Verbreiterung werden zu lassen, die es in vielen Bereichen überhaupt erst zu erobern gilt; so wie wir uns umgekehrt mit keiner Preisgabe oder Verwässerung der hier eindeutiger als irgendwo sonst in den aktuellen Kernfragen übereinstimmenden Zielsetzungen abfinden werden.

Andreas Wehr

Zur Krise der Berliner Sozialdemokratie*

Das Scheitern des Stobbe-Senats kann wohl kaum mehr auf einzelne »Regiefehler« bei der Senatumbildung zurückgeführt werden. Solche Fehler hat es zwar genügend gegeben, ebenso wie die unglaublichen Skandale und das unverflorene und extrem parteischädigende Verhalten eines Klaus Riebschläger. Alles zusammengenommen hat letztlich viel zur Zuspitzung der Krise zum jetzigen Zeitpunkt beigetragen. Daß das alles nur die halbe Wahrheit sein konnte, zeigt aber schon die gleichzeitig mit dem Scheitern des Senats einsetzende Krise der Partei. So wurde eine personelle Alternative zum zurückgetretenen Senat fast ohne Beteiligung der Berliner SPD entwickelt. Die Berliner Partei befindet sich jetzt, wenn auch (noch) nicht auf der Oppositionsbank, so schon immerhin auf der Zuschauerbank. Die breit vorgetragene Forderung nach Neuwahlen traf auf eine gelähmte und handlungsunfähige Partei. Die schließlich gefundene Formel, Neuwahlen nach Abschluß des Untersuchungsausschusses zuzustimmen, war denn auch weniger eine überdachte Strategie zur Lösung der Krise als vielmehr Einsicht in die Unmöglichkeit, dem angestrebten Volksbegehren noch etwas Ernsthaftes entgegengesetzt zu können.

In der Krise ist eine Partei sichtbar geworden, in deren Abgeordnetenhausfraktion Heckenschützen einen Senat stürzen lassen und deren Basis zwischen resignativem Rückzug in die Opposition und leeren Durchhalteparolen schwankt. Die Stimmung, die jetzt überall angetroffen werden kann, ist die, die seit der enttäuschenden Wahl im März 1979 spätestens latent vorhanden ist. —
Erinnern wir uns: Mit dem Wechsel von Schütz auf Stobbe sollte alles ganz anders werden. Man wollte raus aus dem Mief und der provinziellen Kleinlichkeit.

* Der Kommentar ist eine gekürzte Fassung eines Beitrags, der unter der Überschrift »Berliner SPD auf der Zuschauerbank« in der Februar-Ausgabe des »Roten Bären«, Nr. 10/81, S.20ff. erschien.

Neue Leute wurden aus dem Bundesgebiet geholt, die Hinwendung zur Stadtpolitik wurde zur neuen Leitlinie erklärt. Nach zwei Jahren war bereits der Kredit aufgebraucht. Die Nominierung eines einigermaßen vorzeigbaren CDU-Spitzenkandidaten hatte ausgereicht, um den noch im Januar 1979 beträchtlichen Vorsprung der SPD in der Wählergunst zusammenschmelzen zu lassen. Am Ende war man sogar noch froh, das magere Ergebnis von 1975 erzielt zu haben.

Zu den Gründen des Niedergangs

Beispiel: Berliner Wirtschaftspolitik

Kurz nachdem Dietrich Stobbe als neuer Retter der SPD auf das Schild gehoben wurde, formulierten die Berliner Jungsozialisten auf ihrer Landesdelegiertenkonferenz am 16./17. Juni 1977 Forderungen zur Wirtschaftspolitik. Die Kritik an den Unternehmerstrategien zur Arbeitsplatzvernichtung und an der staatlichen Subventionspolitik bewirkte indes keine Veränderung der Senatspolitik. Zunächst einmal trug auch der Berliner Senat sein Scherflein zur »Entlastung« der Unternehmen bei, indem der Hebesatz der Gewerbesteuer gesenkt wurde und die Lohnsummensteuer den Unternehmen ganz erlassen wurde. Der Erfolg bestand neben der weiteren Sicherung der Profite in einem Steuerverlust von etwa einer Milliarde Mark in den Jahren 1978-1980. Die als Ziel angestrebte Vermehrung bzw. Erhaltung der Arbeitsplätze blieb aus, denn den Unternehmen stand der Sinn mehr auf Rationalisierungsinvestitionen: Allein in dem Zeitraum 1978-1980 verschwanden 15% aller gewerblichen Arbeitsplätze. Öffentlichkeitswirksame Aktionen wie Benennung von Berlinbeauftragten und die Ansiedlung von Produktionsstätten von Ford und Tetra-Pak konnten den rasanten Arbeitsplatzabbau teilweise verdecken — am Tatbestand selbst änderte sich dagegen nichts.

Die in den letzten Jahren von verschiedenster Seite, vor allem vom DGB geforderte grundlegende Veränderung der Berlin-Förderung ist ausgeblieben. Eine solche veränderte Berlin-Förderung muß zum Ausgleich der politischen und regionalen Nachteile Berlins auch Eingriffe in die Kapitalverwertungslogik, z.B. durch Auflagen bei den Subventionen zur Arbeitsplatzsicherung, ermöglichen.

Beispiel: Wohnungsbaupolitik

Mitte der siebziger Jahre wurde, auch vom linken Flügel, die Hinwendung zum sogenannten »Bauen in der Innenstadt« als große historische Wende gefeiert. Übersehen wurde dabei, daß diese Kehrtwendung eher eine Verlegenheitslösung darstellte; denn es fehlten zum einen die Flächen, um weiter im Stile des Märkischen Viertels bauen zu können. Bei stagnierenden staatlichen Zuschüssen und ständig steigenden Grundstücks- und Baupreisen kann eben nicht mehr Wohnraum geschaffen werden. Die Berliner Bevölkerung hat deshalb, wie die vieler anderer Großstädte auch, unter einer drückenden Wohnungsnot zu leiden.

Zu ihrer Beseitigung ist eine Umverteilung der öffentlichen Mittel zugunsten des sozialen Wohnungsbaus vorzunehmen. Die SPD hat die Anfang der siebziger

ger Jahre begonnene Diskussion über eine Bodenrechtsreform wieder aufzunehmen mit dem Ziel der Durchsetzung eines Rechts, das den Boden aus dem Marktmechanismus herausnimmt.

Beispiel: Mietpreispolitik

Durch die Entscheidung, die Mietpreisbindung für Altbauten durch die Einführung der Tabellenmiete aufzuweichen, kam die SPD dem jahrelangen Drängen von CDU, FDP und Hausbesitzervereinigungen nach Einführung des »Weißen Kreises« ein entscheidendes Stück entgegen. Neben der Absicht, durch die Verteuerung der Altbaumieten den Abstand zu den ständig steigenden Sozialbaumieten zu verringern (für Sozialdemokraten ein an sich unglaubliches Argument!), soll durch die Tabellenmiete vor allem ein Anreiz für die privat betriebene Modernisierung geschaffen werden. Stärker als bisher sollen sich die Mieten nach dem Ausstattungsgrad staffeln. Ob allerdings die Bruchbudenbesitzer die Aussicht darauf, eine Mark mehr pro Quadratmeter einnehmen zu können, veranlassen wird, z.B. Toiletten einzubauen, ist mehr als zweifelhaft. Die Tabellenmiete bringt mithin Geschenke für die Hausbesitzer, für die Mieter dagegen neue und z.T. empfindliche Belastungen.

Beispiel: Ausländerpolitik

Aufgrund der Tatsache, daß vor allem die türkischen Lohnabhängigen keine Möglichkeit mehr haben, in ihre Heimatländer zurückzukehren, stellte sich spätestens ab Mitte der siebziger Jahre die Aufgabe ihrer Integration. Für Berlin stellt sich das Problem in besonderer Schärfe; denn hier leben im Vergleich zu anderen Großstädten überdurchschnittlich viele Türken, und die Ghettobildung ist hier sehr viel ausgeprägter. Trotz der besonderen Probleme dieser Bevölkerungsgruppe sind die finanziellen Aufwendungen zu ihrer Integration überaus bescheiden geblieben. Selbst der grundlegenden Voraussetzung eines Integrationsprozesses, der Einräumung eines Beteiligungsrechts an den politischen Entscheidungen seines engsten Umfeldes durch das kommunale Wahlrecht, wurde nicht entsprochen. Durch die in Aussicht gestellte Überprüfung, ob auch weiterhin die Familienangehörigen der hier lebenden ausländischen Lohnabhängigen in die Bundesrepublik geholt werden können, irritierte man die Ansprechpartner unter den ausländischen Organisationen, und es wurden bedenkliche Zugeständnisse an eine ausländerfeindliche Stimmung in der Bevölkerung gemacht.

Berlins Probleme sind die einer Großstadt in der kapitalistischen Krise!

Die Nennung dieser unbewältigten Probleme darf nicht als ein letztes Nachschlagen gegenüber einem abgetretenen Senat verstanden werden. Es geht auch nicht um das Aufrechnen von Fehlern und Versäumnissen mit den positiven Leistungen, die es natürlich auch gibt. Zu den Erfolgen gehören vor allem die erreichten Verhandlungsergebnisse mit der DDR, die Zurückdrängung der Berufsverbotspraxis, die Bewältigung der geburtenstarken Schülerjahrgänge in den

Mittelstufen- und den z.Zt. entstehenden Oberstufenzentren, die Unterstützung der Frauenhäuser, Verbesserungen im Umweltschutz und einige anderes mehr. Doch zu den drängenden Problemen der sozialdemokratischen Wählerbasis dieser Stadt, insbesondere in der Frage der Sicherung der Arbeitsplätze und der Wohnraumversorgung, wurden keine hinreichenden Lösungen entwickelt. Zu den allgemeinen Folgen der Krise wie Inflation, verschärfte Arbeitshetze und allgemeine Unsicherheit traten diese Probleme noch hinzu.

Daß sie in Berlin eine solch bedrohliche Dimension angenommen haben, liegt aber nicht an der Berliner Luft oder am allgemeinen Schlendrian, auch nicht am Filz oder den sich regelmäßig einstellenden Skandalen. Filz und Skandale gibt es wahrlich genug. Doch Wohnungsnot gibt es inzwischen in jedem Ballungsraum der Bundesrepublik. Strukturelle Wirtschaftsprobleme finden sich nicht zu knapp auch in den Stahlzentren und in den von den Werften beherrschten Städten Norddeutschlands. Berlin fällt mit seinen Problemen durchaus nicht aus dem Rahmen. Nur haben sich hier die in der kapitalistischen Krise sich kumulierenden Probleme aufgrund regionaler und struktureller Besonderheiten schneller als irgendwoanders in der Bundesrepublik zugespitzt. Der Zustand Berlins kann schon morgen der Zustand von Frankfurt, München oder Hamburg sein. Der Zustand der Berliner SPD kann schon morgen der Zustand der gesamten Partei sein.

Zum Zustand der Berliner SPD

Trotz aller listigen Appelle, die sogenannte »Selbsterfleischung« gerade angesichts der gegenwärtigen Krise nicht voranzutreiben, bleibt nüchtern festzuhalten, daß kein anderer als der rechte Mehrheitsflügel den mit Abstand größten Teil der Verantwortung für die gegenwärtig eingetretene Situation trägt. Aus seinen Reihen stammen doch die Grimnings, Lekutats und Riebschlägers. Aus seinen Reihen sind die Verantwortlichen gekommen, die jede ernsthafte Auseinandersetzung über die drängendsten Probleme Berlins entweder ganz verhindert (wie bei der Wirtschaftspolitik) oder aber kritische Positionen von vornherein auf das zurechtgestutzt haben (wie in der Ausländerpolitik), was für den Senat als noch tragbar erschien. Sollte die Partei bei den anstehenden Wahlen in die Opposition geraten, so werden die vor allem am rechten Parteiflügel anzusiedelnden Karrieristen in der Mitgliedschaft keine Aufgabe mehr sehen. Eine vielleicht entscheidende Schwächung dieses Flügels könnte womöglich die Folge sein.

Die Linken in der Berliner Partei sind heute weniger eine inhaltliche Herausforderung als eine Institution. Die »Konzentration der Kräfte« hat ihr wohl einen innerparteilichen Lebensraum gegeben, zugleich aber die inhaltliche Konfrontation wesentlich entschärft. Keiner braucht mehr für Positionen zu kämpfen, die zuvor bereits ausgekugelt wurden. Innerhalb der Linken geht es oft nicht mehr darum, den durch die Konzentration der Kräfte zugebilligten Raum zu erweitern, sondern oft nur noch um seine innere Aufteilung zwischen den ein-

zelen linken Kräften. Zur Eroberung eines möglichst großen Anteils an den für die Linke zu vergebenden Posten existieren bereits von einzelnen linken Kreisen zusammengestellte Seilschaften. Inhaltliche Arbeit findet wohl in einzelnen Kreisen und Zirkeln statt, bleibt aber in der Regel unbedeutend bei Personalentscheidungen. Zum Bedeutungsverlust der von der Linken vorgetragenen Inhalte hat nicht zuletzt das von ihren Repräsentanten im Senat gezeigte Verhalten (Vorschlag der »Tabellenmiet«) gegenüber diesen Inhalten (soziale Wohnungspolitik) beigetragen.

Geradezu verheerend hat sich das Verhalten der Linken bei den jüngsten Ereignissen ausgewirkt. In dem Bestreben, »staatstragend« zu sein, engagierte sich die Führung der Vereinigten Linken entgegen der Stimmung an der Basis für die Wahl des als Finanzsenator zurückgetretenen Klaus Riebschläger zum Fraktionsvorsitzenden. Letztenendes ist der linke Leitungskreis mitverantwortlich für das Desaster. Auf der anderen Seite versäumte sie es, bei ihrer Forderung nach Ablösung des zum rechten Parteiflügel zählenden Gesundheitssenators Pätzold eine inhaltliche Diskussion über seine dürftige Politik zu führen. Es verfestigte sich dadurch der Eindruck, daß es sich bei der Ablöseforderung um den Teil eines »Ausgleichsgeschäfts Ristock gegen Pätzold« handelte. Der Vorwurf des Proporzdenkens ist zutreffend, die Glaubwürdigkeit der Linken hat auch dadurch gelitten.

Die Forderung nach Erneuerung trifft auch die Vereinigte Linke. Dennoch: Wenn die Veränderung kommt, dann nur mit der Parteilinken und mit neuen, d.h. an den Bedürfnissen der Mehrheit der Bevölkerung orientierten Politikgehalten. Denn die Parteilinke stellt immer noch das wichtigste Veränderungspotential dar.

Diskussionsschwerpunkt

Georg Benz

IG Metall gegen NATO-Nachrüstung!

Friedenskampf in Parteien und Gewerkschaften wichtig

Der folgende Text basiert auf der geringfügig gekürzten und überarbeiteten Tonbandmitschrift eines Redebeitrages, den der Kollege Georg Benz, geschäftsführendes Vorstandsmitglied der IG Metall, am 12. 12. 1980 auf einer Veranstaltung der »Berliner Initiative für Frieden, internationalen Ausgleich und Sicherheit (Bifias)« in West-Berlin hielt. Teilnehmer der Podiumsdiskussion neben Benz waren u. a. Gerd Bastian (General a. D.), Dr. Wolfgang Biermann (Sprecher der Bifias), William Borm (Mitglied des FDP-Bundesvorstandes), Eleonore Kujawa (GEW), Karsten Voigt (SPD-MdB) sowie je ein Vertreter des US-amerikanischen und des sowjetischen Generalkonsulats. Gegenstand der Veranstaltung waren eine sicherheitspolitische Bestandsaufnahme ein Jahr nach dem NATO-Beschluß zur Stationierung von Mittelstreckenraketen in Mitteleuropa und die Aufgaben einer breit angelegten und wirksamen Friedenspolitik in der Zukunft. Die Podiumsteilnehmer wurden von der Diskussionsleitung gebeten, in ihren Ausführungen u. a. auf folgende drei Fragen des Veranstalters einzugehen:

1. Kritiker des Nachrüstungsbeschlusses meinen, durch die Stationierung einer neuen Generation präziser atomarer Mittelstreckenraketen wachse die kalkulierbare Fähigkeit, einen auf Europa begrenzten Atomkrieg zu führen. Damit wachse in Krisenzeiten das Kriegsrisiko. Teilen Sie diese Auffassung? — 2. Befürworter des Nachrüstungsbeschlusses meinen, die Stationierung amerikanischer Mittelstreckenraketen in Westeuropa sei zur Herstellung des militärischen Gleichgewichts notwendig. Teilen Sie diese Auffassung? Was verstehen Sie unter militärischem Gleichgewicht im Atomzeitalter — und ist zahlenmäßiges Gleichgewicht eine sinnvolle Kategorie zur Begrenzung des atomaren Rüstungswettlaufs? — 3. Welche Chancen und Voraussetzungen sehen Sie heute, ein Jahr nach dem Nachrüstungsbeschluß, für die Beendigung des Rüstungswettlaufs in Europa? Was können bzw. sollten Regierung und Bevölkerung der betroffenen Länder in Ost und West beitragen, um das Wettrüsten zu beenden? — Die Bifias prüft z. Zt. die Veröffentlichung aller Referate dieser Diskussionsveranstaltung im Zusammenhang einer Broschüre.

Die Redaktion.

Liebe Freunde, zur Frage 1 möchte ich bestätigen, was die Mehrheit hier vertritt. Auch ich bin der Auffassung, daß der Nachrüstungsbeschluß der NATO eine weitere gefährliche Bedrohung bedeutet. Das ist nicht nur meine persönliche Auffassung. Der 13. ordentliche Gewerkschaftstag der IG Metall für die Bundesrepublik Deutschland hat vor wenigen Wochen hier in Berlin nach einer harten und kontroversen Diskussion einen diesbezüglichen Beschluß gefaßt. Der Text lautet auszugsweise:

»Der 13. ordentliche Gewerkschaftstag verurteilt den Beschluß des NATO-Rates zur Bestückung Westeuropas mit Mittelstreckenraketen. Er hält Abrüstung und Entspannung als Grundvoraussetzung für eine die Arbeitnehmer überzeugende Reformpolitik. Er fordert alle gesellschaftlichen und politischen Kräfte in der Bundesrepublik Deutschland auf, sich für die Sicherung des Friedens durch eine Politik der Entspannung einzusetzen.«

Wie nun müssen wir arbeiten, um den Gefahren einer weiteren Hochrüstung und wachsender internationaler Spannungen wirksam zu begegnen? Natürlich

muß man die friedenspolitischen Initiativen und Bewegungen außerhalb der Parteien, Gewerkschaften und Institutionen ernst nehmen und unterstützen. Wir müssen jedoch auf allen wichtigen Ebenen tätig sein, um Erfolge zu erreichen. Wenn wir uns nur auf das eine oder andere beschränken, sind wir auf dem falschen Weg. Auch hier gilt das Wort vom Marsch durch die Institutionen. Der Nachrüstungsbeschluß unserer Organisation wurde hier in Berlin vor 500 gewählten Delegierten kontrovers zwischen Vorstandsmitgliedern und Delegierten diskutiert. Es mag sein, daß der eine oder andere das als Nebensache betrachtet. Wer sich mit Politik und den ungeschriebenen Gesetzmäßigkeiten von Meinungsbildungsprozessen in Parteien, Organisationen und Gewerkschaften befaßt, der weiß jedoch um die Bedeutung eines solchen Vorgangs. Er weiß, daß in jeder Organisation, in jeder Partei — sonst würde wahrscheinlich Herr Borm (Mitglied des FDP-Bundesvorstands) nicht hier sitzen — über grundsätzliche Fragen sehr unterschiedliche Positionen vorhanden sein können, und daß sie ausgetragen werden müssen auch in den Institutionen und nicht nur in den wichtigen friedenspolitischen Bewegungen.

Deswegen habe ich kein Verständnis dafür, wenn mein Freund Karsten Voigt, mit dem mich viele Jahre gemeinsamer politischer Aktivitäten verbinden, hier mit derartigen Zwischenrufen abqualifiziert wird. — Ich wäre sehr glücklich darüber, wenn jeder dort, wo er Einfluß hat, so wie Karsten Voigt, das Mögliche leisten würde.

Auf den Bundeskongressen des Deutschen Gewerkschaftsbundes zieht sich seit 30 Jahren wie ein roter Faden eine lückenlose Reihe von Kongreßbeschlüssen, die eindeutig auf Entspannung und Abrüstung ausgerichtet sind. Leider ist die politische Entwicklung genau entgegengesetzt verlaufen. Natürlich ist es wichtig, die friedenspolitischen Bewegungen zu unterstützen. Aber die Forderungen an die verantwortlichen Politiker, vor allem aber der legitime Druck auf die Regierung durch Institutionen, Verbände usw. gehört mit dazu. Deshalb bin ich nicht mit der Formulierung einverstanden, die da lautet: »Wir wollen nicht auf die Einsicht der Regierung warten.« Die politischen Entscheidungen fallen bekanntlich in den Parlamenten und letztlich bestimmen dort erfahrungsgemäß die Regierungsparteien die politische Richtung. Deshalb müssen wir uns schon mit der Politik der Regierung auseinandersetzen und unsere Möglichkeiten der Einflußnahme nutzen.

Ich möchte aber noch etwas anderes sagen, und das ist vielleicht ein bißchen untergegangen und gar nicht mehr so akademisch: Was bedeutet überhaupt dieses Wort »Nachrüstungsbeschluß«? Seit drei Jahrzehnten leben wir doch in einer Kettenreaktion von Nachrüstungsbeschlüssen. Meist sind die USA in der technischen Entwicklung voraus gewesen. Nach 2, 3, 4 oder 5 Jahren, das läßt sich Schritt für Schritt aufzeigen, hat die Sowjetunion nachgezogen oder nachgerüstet — wie man das auch immer bezeichnen will. Das, was wir jetzt erleben, ist jedoch nicht nur eine weitere Phase in einer Spirale, die immer lebensbedrohender wird. Es geht um das grundsätzliche Problem, daß das Ganze mit diesem

neuen Waffensystem auf deutschen Boden — wie man so schön sagt — eine neue Qualität erhält. Das ist die gefährliche Eskalation, die ich aus meiner Sicht einmal so darstellen möchte: Bisher konnte man immer wieder mit einer gewissen Beruhigung oder auch Skepsis das geflügelte Wort vom 'Nuklearen Patt' hören. Damit ist bekanntlich die Vorstellung verbunden, daß jeder, der den ersten Schlag ausführt, mit dem tödlichen Gegenschlag rechnen muß, also wird es schon keiner versuchen.

Mit dieser neuen Entwicklung wird jedoch die gefährliche Illusion geweckt, daß man die sogenannte 'Präventivprämie' einheimsen könne. Das bedeutet, daß derjenige, der zuerst losschlägt, prämiert wird dadurch, daß er vielleicht, wie auch immer, überleben könnte. Es wurde hier bereits dargestellt, in welchen schrecklichen Gefahren uns solche Strategien hineintreiben. Dazu kommt ein Thema, das heute hier noch nicht angesprochen wurde. Es gibt noch immer — nicht nur in der Bundesrepublik — auch in vielen anderen Ländern eine ganze Reihe von Menschen in einflußreichen Positionen, die Rüstung nicht nur mit eigenen geschäftlichen Interessen verbinden, sondern die auch noch in der Vorstellung leben, daß der Krieg der Vater aller Dinge sei und nur die Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln.

Solange das Wort vom 'Nuklearen Patt' Gültigkeit hat, kann das schreckliche Wort vom Krieg als Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln nicht gelten. Wenn sich jedoch diese neue Form der Nachrüstung mit der angeblichen Möglichkeit, den Atomkrieg zwischen Großmächten begrenzen zu können, immer weiter entwickeln würde, dann könnten die Anhänger solcher Thesen sehr rasch an Boden gewinnen.

Ich möchte abschließend zur dritten Frage sagen — zum Teil habe ich sie schon beantwortet —, daß jeder einzelne an seinem Platz mitarbeiten muß, daß die Menschen begreifen, in welcher unaufhaltsamen Entwicklung wir uns befinden, wenn wir nicht gemeinsam dagegen antreten. Dies ist überall in allen Organisationen und Institutionen, vor allem aber in den Parteien erforderlich.

Die Parteien bestimmen in diesem Lande in den Parlamenten die Politik. Ob einem das gefällt oder nicht, ob man diese oder jene Politik anstrebt, ist eine ganz andere Frage.

Das Engagement, das ich angesprochen habe, erfordert auch, daß wir uns umfassend informieren, um in den anstehenden Auseinandersetzungen überzeugen zu können. Notwendig ist, daß wir überall gemeinsam arbeiten und daß die Gewerkschaften stärker noch als bisher ihre Beschlüsse in der Allgemeinheit durchzusetzen vermögen und auch auf die Parteien den notwendigen Druck in dieser Richtung ausüben.

Hans Jürgen Kröger

Diskussionsbeiträge, Anregungen und Kritik zum DGB-Grundsatzprogrammwurf

Angesichts des wachsenden historischen Gewerkschaftsbewußtseins ist es bedauerlich, daß die auf dem DGB-Gründungskongreß 1949 verabschiedeten »Wirtschafts- und Sozialpolitischen Grundsätze« nicht in die Diskussion und Gegenüberstellung der Grundsatzprogramme einbezogen wurden.¹ Vielleicht hätte sich in dem einen oder anderen Programmpunkt ergeben, daß sich die Probleme unserer kapitalistischen Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung nicht grundlegend gewandelt haben, sondern nur ihr äußeres Erscheinungsbild und ihre Lösungsmöglichkeiten. Dennoch gibt es gravierende wirtschaftliche, soziale und politische Veränderungen in der Bundesrepublik, die eine Neufassung des Grundsatzprogramms von 1963 (GP 1963) erforderlich machen:

1. Arbeitsplatzvernichtungen durch Rationalisierungsinvestitionen können nicht mehr durch andere Maßnahmen kompensiert werden. Die verheerende Folge: Die Wirtschaftsentwicklung koppelt sich von der Beschäftigungsentwicklung ab und produziert Massenarbeitslosigkeit mit all ihren negativen sozialen, psychischen, politischen und gesellschaftlichen Auswirkungen.
2. Rationalisierungen führen nicht automatisch zu humanen Arbeitsbedingungen, sondern eher zu neuen Arbeitsbelastungen und steigender Frühinvalidität.
3. Unternehmer haben ihre Gewinnquote zu Lasten der Lohnneinkommen seit 1975 wieder merklich verbessern können. Die bereinigte Lohnquote, so stellen die fünf »Wirtschaftsweisen« fest, ist nach dem Höchststand der Jahre 1974 (66,3%) und 1975 (66,1%) inzwischen wieder fast auf dem Niveau der sechziger Jahre (1979: 63,1%; 1980: 63,2%). Obwohl die Arbeitnehmer 1980 kaum Kaufkraftgewinne aus dem Arbeitseinkommen verbuchen konnten, fordern die Unternehmer einen Reallohnabbau und Arbeitszeitverkürzung ohne vollen Lohnausgleich.
4. Konservative Politiker und Arbeitgeberverbände machen sich daran, die Grundrechte auszuhöhlen und das Grundgesetz in ein Unternehmerstatut umzudeuten.
5. Die Angriffe der Unternehmer und ihrer politischen Gefolgschaft verschärfen sich zusehends, wie der »Tabu-Katalog«, das Gerede vom angeblichen »Gewerkschaftsstaat« und der vermeintlichen »kommunistischen Unterwanderung« der Gewerkschaften zeigen. Den Höhepunkt dieser Angriffe bilden zweifellos die Aussperrungsfeldzüge der Unternehmer, die auf eine bedingungslose Unterordnung der Gewerkschaften unter die Kapitalinteressen und auf ihre materielle Vernichtung abzielen.

Allein diese Veränderungen machten es erforderlich, das GP 1963 fortzuschreiben, neue Lösungswege aufzuzeigen und Perspektiven zu setzen. Ob dieses

Anliegen in vollem Umfang gelungen ist, soll im folgenden zur Diskussion gestellt werden. Dabei erscheint eine Eingrenzung auf wenige Programmpunkte, die aller Voraussicht nach auch einen breiten Raum auf dem außerordentlichen DGB-Bundeskongreß im März 1981 in Düsseldorf einnehmen werden, sinnvoll.

Einheitsgewerkschaft offensiv verteidigen!

Der DGB Grundsatzprogramm-Entwurf (GP-Entwurf) ist noch nicht einmal auf dem außerordentlichen DGB-Bundeskongreß diskutiert, geschweige denn verabschiedet worden, da fordern drei Hochschullehrer und ein Gewerkschaftssekretär der GEW in einer Taschenbuchveröffentlichung² bereits härteste Konsequenzen aus dem GP-Entwurf. Die Akademiker, die sich in ihrem Taschenbuch zu »Stellvertretern« überlasteter Gewerkschaftsfunktionäre ernannt haben, plädieren für den sofortigen Gewerkschaftsausschluß von Kommunisten und marxistischen Strömungen bei den Sozialdemokraten. Der GP-Entwurf dient den Buchautoren als Schutzschild, um Abgrenzung und Unvereinbarkeit mit dem Ziel des Gewerkschaftsausschlusses von Kollegen mit politisch nicht genehmen Ansichten zu fordern.

Es reicht ihnen dabei zum Vorteil, daß im GP-Entwurf (im Gegensatz zum noch gültigen GP) auf die »Entschlossenheit zur weltanschaulichen, religiösen und politischen Toleranz« (33) verzichtet wird. Im wesentlichen berufen sie sich aber auf folgende Passage im GP-Entwurf, die gegenüber dem GP 1963 einschneidende Veränderungen heraufbeschwören würde: »Die Einheitsgewerkschaft hat die historischen Traditionen, politischen Richtungen und geistigen Ströme der Arbeiterbewegung, vor allem der freiheitlich-sozialistischen und der christlich-sozialen Richtungen, in eine gemeinsame Organisation zusammengeführt ... Weltanschauliche und politische Ideologien, die die Gewerkschaften für ihre Zwecke mißbrauchen wollen, sind mit dem Gedanken der Einheitsgewerkschaft unvereinbar.« (32) Diese Textstellen aus der Präambel zum GP-Entwurf werden voraussichtlich *den* zentralen gewerkschaftspolitischen Stellenwert des DGB-Programmkongresses ausmachen. Viele Änderungsanträge der gewerkschaftlichen Mitgliederbasis fordern deshalb im wesentlichen die Beibehaltung der noch geltenden Begriffserklärung von Einheitsgewerkschaft mit der Begründung, daß »die Hervorhebung einzelner Richtungen als historische Geschichtverfälschung dem Gedanken der Einheitsgewerkschaft widerspricht ... Andere mögliche politische/geistige Strömungen ... auszuklammern, würde dem Geist der Einheitsgewerkschaft widersprechen.«³

Von einigen Hauptvorständen der DGB-Einzelgewerkschaften liegen inzwischen Änderungsanträge in dieser Richtung dem Programmkongreß vor. Ob allerdings der vom Gewerkschaftsausschuß der Gewerkschaft Handel, Banken und Versicherungen verabschiedete Änderungsantrag als Kompromißformel gewertet werden kann, muß ernsthaft bezweifelt werden, wenn es dort heißt: Die Einheitsgewerkschaft »hat die historischen Traditionen, politischen Richtungen und geistigen Ströme der Gewerkschaftsbewegung, vor allem der freigewerk-

schaftlichen (sozialistischen) und der christlichen Richtungen, in eine gemeinsame Organisation zusammengeführt«. ⁴ Anders als die Gewerkschaft Handel, Banken und Versicherungen hat der Hauptvorstand der Gewerkschaft Holz und Kunststoff eine Formulierung vorgeschlagen, die alle Gewerkschafter — ob parteipolitisch organisiert oder nicht — einschließt: »In dieser Einheitsgewerkschaft sind die historischen Traditionen, politischen Richtungen und geistigen Ströme der Arbeiterbewegung zu einer gemeinsamen Interessenvertretung aller Arbeitnehmer zusammengeführt worden.« ⁵ Nur mit einem solchen Vorschlag dürften auch die seit Monaten von der CDU/CSU, den Unternehmern und ihren Helfershelfern geführten Diffamierungskampagnen gegen die vermeintliche »kommunistische Unterwanderung« zum Stoppen gebracht werden.

Gewerkschaften müssen unabhängige Kampforganisationen bleiben!

Leonhard Mahlein, Vorsitzender der IG Druck und Papier, hat rechtzeitig und mit allem Nachdruck darauf hingewiesen, »daß die erzwungene oder freiwillige Verpflichtung der Gewerkschaften 'aufs Gemeinwohl' zu einem weiteren Autonomie-Verlust führen wird, weil gerade in wirtschaftlichen und politischen Krisenperioden die Verschärfung des Widerspruchs von Kapital und Arbeit kennzeichnend ist.« ⁶ Wenn der GP-Entwurf die Mitgliederinteressen in wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Fragen weiterhin mit den »Erfordernissen des Gesamtwohls« (32, 33) unauflöslich verkoppeln will, so müssen aus den von Leonhard Mahlein genannten Gründen ernste Bedenken gegen diese Formulierung angemeldet werden. Mit dem Begriff »Gesamtwohl« (an anderer Stelle ist vom »Interesse der Gesamtheit« (48) die Rede) kann aus Gewerkschaftssicht doch wohl nur das Interesse der Bevölkerungsmehrheit, nämlich der abhängig Beschäftigten und ihrer Familien, gemeint sein. Denn »die sozialen und gesellschaftlichen Auseinandersetzung sind durch den Interessengegensatz zwischen Kapital und Arbeit geprägt. Den Interessen der Unternehmer an maximalen Gewinnen stehen die Interessen der Arbeitnehmer an sicheren Arbeitsplätzen, menschenwürdigen Arbeitsbedingungen und ausreichenden Einkommen gegenüber.« (29) Um diese Arbeitnehmerinteressen klar und unmißverständlich zu formulieren, sollten Ausdrücke wie »Gemeinwohl« und »Gesamtheit«, die zudem häufig von der Kapitaleseite zur Verschleierung ihrer eigenen Interessenlage zum Übermaß (auch in Tarifrunden!) strapaziert werden, tunlichst vermieden werden. Die Hauptvorstände der IG Druck und Papier und der Gewerkschaft Holz und Kunststoff haben dem außerordentlichen DGB-Bundeskongreß entsprechende Streichungsvorschläge unterbreitet. ⁷

Die Gewerkschaften gehören seit ihrem Bestehen zu den entschiedensten Verfechtern von Chancengleichheit, Gerechtigkeit und Freiheit, weil sie nur so ihre Autonomie erhalten und ausbauen können. Ob aber die »innere Sicherheit« (36) eine wichtige Voraussetzung zur Erfüllung dieser Gewerkschaftsforderungen darstellt, muß angesichts der verfassungswidrigen Praxis der »Sicherheitsorgane« in der Bundesrepublik angezweifelt werden. Im Namen der »inneren Sicher-

heit« und der »Notstandsgesetze« werden Soldaten in Wehrübungen gegen streikende Arbeiter eingesetzt. Arbeitnehmer, Betriebsräte und Gewerkschafter werden von den Verfassungsschutzämtern auf Herz und Nieren nach ihrer politischen Gesinnung durchleuchtet. Die an die Personalchefs der Unternehmen weitergeleiteten Erkenntnisse führten zu Nichteinstellungen und Entlassungen. Im Zusammenhang mit der Berufsverbotepraxis wurden hunderttausende Bürger beschnüffelt und überprüft. Angst, Duckmäusertum und Kritiklosigkeit sind fatale Folgen von »Sicherheitsüberprüfungen«. Eine für die Gewerkschaften besonders bedrückende Konsequenz ist, daß sich viele Arbeitnehmer nicht mehr aktiv für ihre Rechte in Betrieb und Gesellschaft einsetzen mögen.

Um nicht mißverstanden zu werden: Der nachhaltige und konsequente Einsatz für die Verwirklichung der Grundrechte — wie er im GP-Entwurf ausführlich erläutert wird — ist der wirksamste Beitrag der Gewerkschaften zum Schutze der Verfassung. Deshalb können Gewerkschaften auf die Aussagen zur »inneren Sicherheit« im GP-Entwurf getrost verzichten, wie es beispielsweise der Hauptvorstand der Gewerkschaft Holz und Kunststoff beantragt hat.⁸

Während in der Bundesrepublik Einsparungen im Sozialhaushalt vorgenommen werden, werden andererseits für den Rüstungshaushalt Milliardensummen zusätzlich bewilligt. Mit der gegenwärtigen Verschlechterung des politischen Klimas — nicht nur zwischen den politischen Weltmächten und ihren Verbündeten — registrieren wir die Zunahme des Rüstungswettlaufs zwischen Ost und West. Wenn aber der Frieden durch Aufrüstung gegenwärtig so stark wie nie zuvor in der Nachkriegszeit bedroht ist, ist es *unbedingt notwendig*, daß im neuen GP ein *Abschnitt für die Erhaltung des Friedens* eingefügt werden muß, wie dies die IG Druck und Papier vorschlägt.⁹

Was im Grundsatzprogramm-Entwurf geändert und ergänzt werden könnte

Ein genauer Vergleich des Grundsatzprogramms mit dem Entwurf lohnt die Mühe. So fallen Veränderungen am ehesten auf. Dazu einige Beispiele:

- Ist es nicht ein Unterschied, ob man sagt, daß die Entwicklung der Bundesrepublik zur Wiederherstellung der alten Besitz- und Machtverhältnisse geführt hat oder, daß sich diese lediglich nicht wesentlich geändert haben (33)?
- Im Entwurf sind Sätze und Absätze entfallen, obwohl sie noch heute Gültigkeit haben. Die Forderung, daß die Arbeitnehmer einen Anspruch an dem bereits gebildeten Vermögen haben, ist nicht in den Entwurf übernommen worden. Stattdessen sieht er nur noch eine Beteiligung am zuwachsenden Produktivvermögen vor (45).
- Nachdenklich kann auch stimmen, wenn zwei Absätze aus dem GP entfallen, in denen verlangt wird, daß Betriebe und Verwaltungen, die rationalisiert haben, an der Finanzierung der Anpassungshilfen und an der Schaffung neuer Arbeitsplätze zu beteiligen sind (41).

— Ein wichtiges Grundrecht der Menschen, das Recht auf Arbeit, wird im Entwurf ausführlich erläutert. Wenn es nun ergänzend heißt, daß »jeder der arbeiten kann und will« (43) einen Anspruch auf einen menschenwürdigen Arbeitsplatz hat, kann diese Aussage zu Fehlinterpretationen Anlaß geben.

Im GP-Entwurf sollten außerdem die Probleme der Jugendlichen, der Frauen und der ausländischen Arbeitnehmer deutlicher beschrieben werden. Auf keinen Fall darf die Aussage entfallen, daß der DGB den Jugendlichen die tatkräftige Unterstützung bei der Verwirklichung ihrer Ziele zusichert (35).

Angesichts der in jüngster Zeit mit der Willküraussperrung gemachten Erfahrungen und der enormen Bedeutung des Aussperrungsverbots für die Existenz der Gewerkschaften, sollte diesem Problem mehr als nur ein Absatz gewidmet und deutlicher gesagt werden, wie die Gewerkschaften die Aussperrung bekämpfen wollen (37). Ähnliches gilt für die Forderung nach Arbeitszeitverkürzung (45).

Die Verbesserungen des Grundsatzprogramm-Entwurfs

Wenn zuvor nur von den Kritikpunkten am GP-Entwurf die Rede war, so muß gleichzeitig darauf hingewiesen werden, daß dieser Entwurf in vielen Abschnitten gegenüber dem GP 1963 wichtige Verbesserungen enthält. In der Präambel werden der Interessengegensatz zwischen Arbeit und Kapital und die Auswirkungen der kapitalistischen Wirtschaftsordnung deutlich herausgearbeitet. Um Arbeitnehmerinteressen besser durchsetzen zu können, sind autonome Gewerkschaften als Selbsthilfe- und Kampforganisationen unverzichtbarer denn je. »Jeder Angriff auf ihre Autonomie und ihre Handlungsfreiheit ist zugleich ein Angriff auf die Grundlagen der Demokratie. Die Gewerkschaften verteidigen mit der Demokratie auch ihre eigene Lebensgrundlage.« (23) Zugleich werden wesentliche Bestandteile des GP (Recht auf Arbeit und Bildung, Widerstandsrecht, Sozialstaatsgebot, Offenhaltung für eine andere Wirtschaftsordnung) hervorgehoben und darauf hingewiesen, daß das Sozialstaatsgebot »eine an den Interessen der Arbeitnehmer orientierte Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung« (31) fordert. Zur Verwirklichung dieses umfassenden sozialstaatlichen Anspruchs erheben die Gewerkschaften neben »alten« Forderungen, die an Aktualität nichts eingebüßt haben, zusätzliche Forderungen: Verbot der verfassungswidrigen Aussperrung (37), Verbot der Leiharbeit (37f.), ein an einheitlichen Grundsätzen orientiertes Personalrecht für den öffentlichen Dienst (39) und die kompromißlose Ablehnung der Privatisierung öffentlicher Dienstleistungen (53).

Durch den Programmentwurf zieht sich wie ein roter Faden die Forderung nach Vollbeschäftigung oder — anders ausgedrückt — das Grundrecht auf Arbeit. Bei den wirtschaftspolitischen Zielen hat die Vollbeschäftigung eindeutig absoluten Vorrang vor Wirtschaftswachstum, Stabilität und gerechter Einkommens- und Vermögensverteilung. Wirtschaft und Staat sollen stärker als bisher auf das Vollbeschäftigungsziel verpflichtet werden. In dem weitgehend

neu gefaßten Abschnitt zur Humanisierung der Arbeit heißt es, daß »Rationalisierung und Automation ... nicht die Beschäftigung, die Qualifikation, die Gesundheit und das Einkommen der Arbeitnehmer gefährden« (40) dürfen. Selbst die autonome Bundesbank soll nicht in erster Linie den Währungshüter der Nation spielen, sondern sie ist, wie die Haushalts-, Finanz- und Steuerpolitik, vorrangig auf das Vollbeschäftigungsziel zu verpflichten. Und für den Staat gilt, daß »öffentliche Aufträge und Subventionen an die Wirtschaft ... an beschäftigungspolitische Auflagen und an die Einhaltung sozialer Schutzbestimmungen gebunden werden müssen« (51).

Im März 1981 wird das Programm verabschiedet

Die hier beschriebenen Kritikpunkte waren auch Gegenstand der Diskussionen in den unteren Gewerkschaftsgliederungen, die viele Änderungsanträge zum GP-Entwurf formuliert haben. Allerdings ist es auf den Gewerkschaftstagen zur Abstimmung über diese einzelnen Anträge nicht gekommen. Sie wurden entweder alleine oder mit einem Grundsatzbeschluß versehen als Material an die Hauptvorstände der Einzelgewerkschaften überwiesen. Dieses Verfahren entspricht der Satzung des DGB, die in § 7 Ziffer 8 die ausschließliche Antragsberechtigung auf folgende Organe beschränkt: Vorstände der Gewerkschaften, Landesbezirksvorstände des DGB, Angestellten-, Arbeiter-, Beamten-, Frauen- und Jugendausschuß beim DGB-Bundesvorstand.

Eine Ausnahme bei diesen Antragsverfahren hat der Gewerkschaftstag der Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft gemacht. Als einzige DGB-Gewerkschaft hat sie einzelne Änderungsanträge zum GP-Entwurf beschlossen. Inzwischen ist die Antragsfrist für den Grundsatzprogramm-Kongreß abgelaufen. Nicht abzusehen ist, welche Strömungen sich in welchen Programmpunkten durchsetzen werden.

Anmerkungen

- 1 Die folgenden Zitate zum Grundsatzprogramm 1963 und zum Grundsatzprogrammentwurf 1979 sind der »Dokumentation: Das Grundsatzprogramm des DGB von 1963 und der Entwurf von 1979 im Vergleich« entnommen, abgedr. in: Gewerkschaftliche Monatshefte, Heft 1 (1980), S.28ff. Seitenzahlen in Klammern beziehen sich hierauf.
- 2 Vgl. Ossip K. Flechtheim, Wolfgang Rudzio, Fritz Vilmar, Manfred Wilke: Der Marsch der DKP durch die Institutionen, Frankfurt/M., November 1980
- 3 Antrag Nr. 87 der IG Metall Verwaltungsstelle Ludwigsburg zum 13. o. Gewerkschaftstag der IG Metall für die Bundesrepublik Deutschland vom 21.-27.9.1980 in Berlin, in: metall, Sonderdruck, 21.7.1980, S.21
- 4 ausblick, Nr. 1, Januar 1981, S.5
- 5 Holzarbeiter-Zeitung, H. 1/1980, S.11
- 6 Leonhard Mahlein: »Wir halten nichts von Sozialpartnerschaft«, eine auf der 7. Bundesjugendkonferenz der IG Druck und Papier im März 1980 in Springen/Taunus gehaltene Rede; auszugsweise abgedr. in: Die Neue, 13.3.1980, Nr.51
- 7 Vgl. »Holzarbeiter-Zeitung« a.a.O., S.11 und »Druck und Papier«, Nr. 1, 12.1.1981, S.22
- 8 Holzarbeiter-Zeitung, a.a.O., S.11
- 9 Druck und Papier, a.a.O., S.23

Ulrich Briefs

»Neue Technologien«, Rationalisierung, gewerkschaftliche Gegenwehr

1. Zur Dynamik der »neuen Technologien«

Der Wissenschaftsberatungsausschuß des US-Präsidenten schrieb im Jahre 1975: »Nach 25 Jahren technischen Wachstums ohnegleichen ist die Industrie der elektronischen Datenverarbeitung (EDV, d.V.) im Begriff, in ihre Kindheit einzutreten«. — Das Bundesministerium für Forschung und Technologie (BMFT) schätzt, daß in den nächsten 10 bis 15 Jahren in der BRD etwa 10 Millionen Arbeitsplätze von dieser Entwicklung erfaßt werden.

Kein Wirtschaftssektor zeigt derzeit eine solche Dynamik wie der der »neuen Technologien«.¹ Bis zum Jahre 2000 erwartet man einen weiteren Rückgang der Kosten je Schalteinheit der integrierten Schaltungen, die die Grundbausteine der Computer sind, auf ein Tausendstel der heutigen Kosten. Mit Magnetblasenspeichern, opto-elektronischen Speichern und mit neuen Entwicklungen der Nachrichten- und Kommunikationstechnik wie Glasfaserkabeln und Lasergeräten als Impulsgebern werden gewaltige zusätzliche Möglichkeiten zur Speicherung und zur Übertragung von Informationen geschaffen. Heute bereits können pro Sekunde mehrere zig-Millionen Zeichen übertragen werden, werden Datenmengen über stationäre Satellitensysteme quer über den nordamerikanischen Kontinent und die Ozeane bewegt. Diese gewaltigen technologischen Fortschritte und viele weitere werden vor allem für den Aufbau von Netzwerken z.B. für die Verkehrsregelung, die Wettervorhersage, die Ernteproggnose, besonders aber für die Steuerung und Überwachung der Produktion und der Verwaltung in den Betrieben und vor allem in den großen internationalen Konzernen, für den Aufbau flächendeckender Polizeiinformationssysteme und für komplexe militärtechnische Systeme genutzt. Die US-Armee läßt derzeit bahnbrechende neue Computer entwickeln. In diesen Computern und in den auf ihrer Grundlage aufgebauten Netzwerken ballen sich die mit dieser technologischen Entwicklung erschlossenen Produktivkräfte zusammen. Die neuen Computer sollen bis zu 10 Milliarden (einfache) Rechenoperationen pro Sekunde vollführen — im Dienste der zielgenauen Lenkung von Raketen mit nuklearen Sprengköpfen. Offensichtlich ist die »electronic warfare« heute ebenso eine der wesentlichen Triebkräfte dieser neuen Technologien, wie es in den 50er Jahren der Kalte Krieg und in den 60er Jahren der Vietnam-Krieg waren.

Bei der Produktion wie beim breiten Einsatz dieser Technologien spielen die führende Rolle große internationale Konzerne. IBM hat einen Anteil am (westlichen) Weltmarkt in der elektronischen Datenverarbeitung von mehr als 50 v.H. In der BRD teilen sich fünf große Konzerne (IBM [Marktanteil etwa 40 v.H.], Sperry Univac und Honeywell sowie Siemens und Nixdorf) etwa drei Viertel des Marktes. Insgesamt sind heute in der BRD allein in der EDV bereits Investitio-

nen in der Größenordnung von etwa 60 bis 80 Mrd. DM erfolgt. Zu den Investitionen in die Maschinen selbst und das Zubehör (1975 etwa 3,3 Mrd. DM, 1980 bereits etwa 8 Mrd. DM — die Büro- und Datenverarbeitungstechnik wurde inzwischen zur zweitgrößten Sparte des Maschinenbaus) sind die Programmier- und Organisationsleistungen der Betriebe als Investitionen hinzuzurechnen. Sie liegen derzeit in der Größenordnung von 4 bis 7 Mrd. DM im Jahr.

Die amtliche Statistik und die volkswirtschaftliche Gesamtrechnung (VGR) erweisen sich indes als völlig unzulänglich zur Analyse der Bedeutung dieser Investitionen für die Veränderung der Produktionsbedingungen. Ein wesentlicher Grund dafür sind die ausschließlich zirkulationstheoretische Basis der VGR und die Oberflächlichkeit der bürgerlichen Nationalökonomie insgesamt: Investitionsgüter interessieren nur als Ausgabenströme und Nachfragegrößen, nicht jedoch als Gebrauchswerte, die die Produktionsbedingungen konkret verändern. (Daß damit zugleich auch entscheidende Impulse für die Veränderungen der Nachfragegrößen nicht erfaßt werden können, sei hier nur angemerkt.)

Der Anteil der Investitionen in die »neuen Technologien« an den gesamtwirtschaftlichen Ausrüstungsinvestitionen ist (unter geschätzter Einbeziehung der Programmier- und Organisationsleistungen) von etwa 3 v.H. Anfang der 60er Jahre auf heute bereits etwa 10 bis 12 v.H. der Ausrüstungsinvestitionen gestiegen. Die Preise der Computer und sonstiger Geräte der »neuen Technologien« sind seit Anfang der 70er Jahre um etwa 20 v.H. gefallen, weitere Preissenkungen — je Computer, nicht allein je Leistungseinheit — sind zu erwarten. Trotz sinkender Preise steigen aber die Rechengeschwindigkeiten und Verarbeitungskapazitäten der Computer weiter um 20 bis 40 v.H. pro Jahr. Der Sektor der »Neuen Technologien« ist zugleich gegenwärtig der einzige volkswirtschaftliche Sektor — außer der Minibranche der Unternehmensberater, die allerdings auch mehr und mehr EDV-Beratung machen — mit erheblichen Wachstumsraten. Kein Wunder, daß seit Jahren eine Reihe großer Konzerne wie Exxon, VW, St. Gobain, Mannesmann in diesen Sektor expandieren und sich dort die Anlagemöglichkeiten für ihre Profite zu erschließen hoffen, die sie in ihren eigenen Branchen und in anderen traditionellen Branchen nicht mehr finden.

Gerade diese Dynamik muß jedoch für die weitere ökonomische Entwicklung Befürchtungen entstehen lassen: Der Gebrauchswert dieser »neuen Technologien« als Rationalisierungstechnologien und ihre Dynamik müssen unter den bestehenden ökonomischen Krisenbedingungen dazu beitragen, Stagnationstendenzen zu verschärfen.

Die Betriebe entwickeln und nutzen die »neuen Technologien« als Mittel, um in den Betrieben durch die vermehrte Produktion von *relativem* Mehrwert, d.h. durch verschärfte Ausbeutung der Arbeitskräfte, die Profite zu sichern, die sie auf den Märkten infolge der nationalen und internationalen Stagnationstendenzen und der sich daraus ergebenden verschärften Konkurrenz nicht mehr erreichen. Das »Neudurchdenken« der Betriebe und ihrer Organisationsformen mit Hilfe der Möglichkeiten der »neuen Technologien« und die dadurch erreichten

Abbau- und Einsparungseffekte beim Personal und den Personalkosten, bei den Materialverbräuchen, bei den Fixkosten (durch bessere Auslastung infolge sorgfältiger betrieblicher Planung u.ä.) — so rational sie zur Sicherung der Profite zunächst sind — tragen auf vielen Wegen, über die Kaufkraft der Bevölkerung, über die Bestellungen der Betriebe bei anderen Betrieben, über die Reduzierung bzw. Verlagerung der Investitionsausgaben zu den Stagnations- und Krisentendenzen und damit zu weiteren Schwierigkeiten für die Kapitalverwertung bei. Die mit diesen Rationalisierungsmaßnahmen erreichten höheren Profite schlagen sich angesichts der Stagnationstendenzen zunächst in hochgradiger Liquidität, dann in weiter steigenden Rationalisierungsinvestitionen und damit in noch mehr Investitionen in die »neuen Technologien« mit den entsprechenden Folgen weiterer Verschärfung nieder.

Das Bestreben, durch die »neuen Technologien« erhebliche zusätzliche Expansionsmöglichkeiten zu schaffen, wie es im Konzept der »Informationsgesellschaft« angestrebt wird, demzufolge 80 v.H. der Beschäftigten mit den »neuen Technologien« irgendwelche »Informationen« produzieren und der Rest das produziert, wovon alle leben, ist illusionär und gefährlich. Die »neuen Technologien« bringen — so wie sie sich heute entwickeln — wenig neue Produkte, außer so eindrucksvollen »Innovationen« wie Telespielen und Taschenrechnern und eben den Geräten der elektronischen Kriegsführung. Vielmehr ersetzen sie auf breiter Front bisher bestehende Produktionsverfahren durch andere, profitablere und rationellere Formen der Produktion, ohne das gesamtgesellschaftliche Gebrauchswertvolumen entscheidend zu erhöhen. Allerdings: Die »neuen Technologien« enthalten durchaus Möglichkeiten zur Herstellung gesellschaftlich nützlicher Produkte. Die Arbeiter von Lucas Aerospace in Großbritannien z.B. setzen Microcomputer ein, um Nierendialysegeräte tragbar zu machen; an der TU in Wien werden sie genutzt, um Querschnittsgelähmten teilweise ihre Beweglichkeit wiederzugeben. Im Gesamtspektrum der tatsächlichen Produktion von Systemen der »neuen Technologien« müssen solche Produkte unter den gegebenen Bedingungen jedoch exotischen Charakter annehmen.

2. Die unsozialen Auswirkungen der »neuen Technologien«

Zwei von drei großen Streiks des Jahres 1978 in der BRD — 1978 war das seit 1971 streikreichste Jahr — waren zurückzuführen auf die »neuen Technologien«:

- in der Druckindustrie drohte der Abbau der gesamten Facharbeitergruppe der Setzer, infolge des Einsatzes automatisierter Satzsysteme
- in der Metallindustrie Nordwürttemberg-Nordbadens waren bis zu 40 v.H. der Arbeiter infolge der Ausbreitung mikroprozessorgestützter Steuerungseinrichtungen an Maschinen von einer Senkung ihres Nettolohnes um z.T. 25 v.H. bedroht (nach Angaben von Franz Steinkühler von der IG Metall).

Der IG Druck und Papier und den »Württembergern« in der IG Metall gelang die Durchsetzung von z.T. umfassenden Schutzbestimmungen in harten Streiks, in der Druckindustrie noch dazu gegen das achtfache Aussperrungsvo-

lumen im Vergleich zur Zahl der Streikenden.

Zwei grundlegende soziale Auswirkungen der Entwicklung und Ausbreitung der »neuen Technologien« sind in diesen Streiks sichtbar geworden: der massive Abbau von Arbeitsplätzen und die Entwertung von Qualifikationen und Berufen. Allerdings stehen der Entwertung vieler traditioneller Qualifikationen und Tätigkeiten auch bessere Arbeits- und Qualifikationsbedingungen für kleine Beschäftigungsgruppen von Spezialisten gegenüber.² Fügt man dem Arbeitsplatzabbau und der Entwertung vieler traditioneller Tätigkeitsanforderungen und Arbeitsinhalte die zunehmende Kontrolle und Überwachung am Arbeitsplatz und im Betrieb und auch die zunehmende Überwachung im politisch-gesellschaftlichen Raum (z.B. durch Polizei und Geheimdienste mit ihren Informationssystemen) hinzu, so sind die wesentlichen sozialen Auswirkungen für die Masse der Beschäftigten angesprochen.³

Die Verschärfung von Kontrolle und Überwachung im Betrieb ergibt sich aus dem Eindringen der »neuen Technologie« unmittelbar in die Arbeitsplätze: Die Netzwerke auf der Grundlage der »neuen Technologien« machen die ständige Erstellung von Kontroll- und Steuerungsinformationen an den »Außenstellen« (z.B. Bildschirmgeräten) notwendig, sie machen damit die Arbeitsplätze und das Arbeits- und Leistungsverhalten der Arbeitskräfte aus zwingenden technischen Gründen transparent und kontrollierbar — eine grundlegende Herausforderung für die Gewerkschaften.

Der Einsatz von Personal-Informationssystemen, von wissenschaftlichen Rationalisierungsverfahren und die Objektivierung des Wissens der Beschäftigten in Datenbanken, Informationssystemen und allen möglichen teil- und vollautomatischen Verarbeitungssystemen bringt für die Masse der Beschäftigten ebenfalls neue Formen und eine erhöhte Wirksamkeit der Kontrolle im Betrieb durch die im Interesse des Kapitals durchrationalisierten Organisationen. Weitere Folgen sind der Verlust von Kommunikationsmöglichkeiten in der Arbeit, die verstärkte Unterwerfung des Vollzugs menschlicher Arbeit unter die Regeln technologischer Systeme. Mehr Monotonie und Routinearbeit — wie z.B. durch mehr manuelle Datenerfassung — in weiten Bereichen sind zu erwarten. Eine höhere Arbeitsintensität und mehr Leistungs- und Arbeitsdruck zeichnen sich für alle von den neuen Technologien betroffenen Arbeitsplätze — also auch für den relativ kleinen Teil von begünstigten, sich höherqualifizierenden Arbeitskräften — ab.

Kein Zweifel: Die »neuen Technologien« verändern grundlegend Inhalte, Bedingungen und Charakter der Arbeit und damit, über die vielfältigen Prozesse, die im Arbeitsprozeß die Persönlichkeit der Beschäftigten prägen, auch die Beschäftigten selbst. In weiten Bereichen tritt an die Stelle des verständigen Umgangs mit Arbeitsgegenständen und -inhalten — das gilt für immer größere Gruppen von Facharbeiter- und Angestelltentätigkeiten — die verstärkt fremdbestimmte Arbeit im Rahmen komplexer technisch-organisatorischer Systeme, die zudem mehr und mehr großtechnologischen Charakter bekommen in denen

die menschliche Arbeit mehr und mehr peripheren Charakter annimmt. Die Anforderungen zur verständigen Anwendung von Sach- und Fachwissen treten bei den Massen der Beschäftigten zurück gegenüber eher formalen Qualifikationen wie Pünktlichkeit, Regelmäßigkeit, Konzentration und der Fähigkeit zum Ertragen von Frustration, die aus Monotonie herrührt.

Die in den neuen Technologien systematisch entwickelten Strukturen, z.B. die Modularität, die Integration, die Formalisiertheit und die hierarchische Architektur der Systeme der »neuen Technologien«, tragen hierzu ebenso bei wie ihre Nutzung zur Durchsetzung aller möglichen, verstärkt die Arbeitskräfte einzwängenden organisatorischen Systeme. Hierzu zählen etwa minutiöse Zielvorgaben, Organisationsrichtlinien aller Art, Sollproduktivitäten, Budget- und Controllingssysteme sowie die Unternehmensplanung. Es gibt andererseits im Produktionsprozeß der »neuen Technologien« selbst deutliche Hinweise für einen auf der betrieblichen Ebene entscheidend wirksamen, grundlegenden Widerspruch, in dem bereits wesentliche Ansätze für Alternativen der Entwicklung dieser Technologien sichtbar werden.⁵ Der Produktionsprozeß der »neuen Technologien« ist nämlich — quer und im Widerspruch zur Entwicklung, die oben beschrieben wurde — zugleich ein Prozeß

- der auf den ständigen schöpferischen Beiträgen und der ständig notwendigen Einbeziehung der Beschäftigten beruht;
- der sich im Gegensatz zu früheren Technologieentwicklungen weitgehend vor Ort, im Betrieb, in der Fachabteilung vollzieht, der also ein vor allem in Hinblick auf die konkreten betrieblichen Bedingungen sich entwickelnder Prozeß ist;
- der zugleich ein Prozeß ständiger Produktion von Alternativen ist (die dann nach der in den Betrieben herrschenden Profit- und Herrschaftslogik gefiltert werden).

Die Entwicklung vollzieht sich innerbetrieblich in einer ständigen Interaktion zwischen technischen und organisatorischen Fachkräften (Systemanalytikern, Programmierern, EDV-Organisatoren) und betroffenen Beschäftigten. Selbst die abstrakte, mathematisch formalisierte Entwicklung von Optimierungsmodellen, etwa für Bankschalter, Fuhrparks, Lagerhallen oder für die Maschinenbelegung, beruhen — soweit sie überhaupt in die Praxis Eingang finden — wesentlich auf Größen, die dem Erfahrungswissen der betroffenen Beschäftigten entstammen. Insbesondere die Entwicklung der EDV als des Kernbereichs der »neuen Technologien« ist durch die ständige Notwendigkeit für die Betriebe geprägt, sich das Wissen der Beschäftigten selber über den Arbeitsvollzug, die Arbeitsobjekte, die notwendigen Informationen und Kommunikationsverbindungen zu erschließen.

Gerade für die Entwicklung der »neuen Technologien« ist daher der systematische Rückgriff auf den ständigen Prozeß selbstverständlicher Selbstorganisation unerlässlich, der seit jeher die kapitalistische Produktionsweise charakterisiert und das Funktionieren der Betriebe und Verwaltungen erst ermöglicht hat.

Ja, in dieser Entwicklung findet eine ständige, wenn auch in ihrer Erscheinungsform sehr verdeckte soziale Auseinandersetzung statt: Dem Bestreben des Managements, sich die Beschäftigten und die Betriebe verstärkt zu unterwerfen, stehen die Sperrigkeit der Betriebsbedingungen und der Widerstand der Beschäftigten gegenüber. Der Prozeß der Systementwicklung ist daher stets auch zugleich ein (mehr offener oder mehr verdeckter) Prozeß der Auseinandersetzung um die Kontrolle der Betriebsbedingungen durch die Beschäftigten oder durch das Management.

Welchen Stellenwert dabei die Selbstorganisationsleistungen der Beschäftigten haben, zeigen uralte Kampfpraktiken der Beschäftigten, wie der Dienst nach Vorschrift, d.h. nach den Vorschriften des Managements, der die Betriebe in der Regel zum Erliegen bringt.

Auch andere Momente des Produktions- und Entwicklungsprozesses der »neuen Technologien« enthalten Hinweise auf ganz andere Möglichkeiten und eine ganz andere Logik des Produzierens, als sie sich unter gegebenen Herrschaftsverhältnissen entwickeln müssen. Die »neuen Technologien« bringen Möglichkeiten für die Unterstützung von Prozessen der Selbstorganisation und Selbstbestimmung von Massenlernprozessen mit sich, und sie können für die planmäßigen Veränderungen der Produktionsbedingungen und der produzierten Gebrauchswerte durch die Beschäftigten selbst, in ihrem eigenen Interesse, ein Potential vielfältiger und differenzierter Informationen am Arbeitsplatz und im Arbeitskollektiv zur Verfügung stellen.

Zugleich vermögen sie den auf Verwaltungsarbeit entfallenden Anteil an der Gesamtarbeit zu reduzieren und damit dazu beizutragen, daß verwaltende Arbeit der produktiven Arbeit nicht mehr so entfremdend und beherrschend gegenübertritt wie bisher. Auf der Grundlage der Übernahme vieler belastender Funktionen in den Betrieben durch die Systeme der »neuen Technologien« läßt sich als Perspektive die ständige, bewußte, konkrete Diskussion der Beschäftigten selbst über die Gestaltung der Produktion anvisieren.

3. Die Herausforderung

Die weitere Gestaltung der »neuen Technologien« kann jedoch unter den herrschenden kapitalistischen Bedingungen dazu führen, daß mit zunehmender Ausreifung dieser Technologien die positiven Möglichkeiten vergehen werden. Dabei materialisieren sich auch in den Technologien selbst — z.B. in der Logik der Schaltkreise oder den Organisationskonzepten der Datenbanken — die für die meisten Beschäftigten restriktiven Betriebsbedingungen. Mit zunehmender Ausreifung der Systeme der »neuen Technologien« wird die weitere Entwicklung immer stärker in die Richtung verschärfter Ausbeutung und verstärkter Entfremdung orientiert. Alternative Möglichkeiten der Gestaltung werden zurückgedrängt oder von vornherein unmöglich gemacht. Entscheidend dafür, ob es gelingt, diesen Prozeß in eine andere Richtung zu lenken, sind die Entwicklung von Widerstand auf breiter Front, der Ausbau der gewerkschaftlichen Ab-

wehr und im weiteren die Schaffung alternativer Organisationsformen für die Betriebe, also Ansätze für Produzentendemokratie, Selbstorganisation und -verwaltung, Abbau der Hierarchie, Infragestellung des Managements usw. Allerdings: Das Zusammenfallen der Entwicklung und Ausbreitung der »neuen Technologien« mit der globalen Krise des kapitalistischen Systems erleichtert die Beantwortung dieser Herausforderung nicht.

Die Gewerkschaften in der BRD sind in der Lohnpolitik, aber auch in der Auseinandersetzung um die »Mitbestimmung« in die Defensive gedrängt. Die »Verrechtlichung« der Gewerkschaftspolitik — an der die Gewerkschaften nicht unschuldig sind — trägt hierzu erheblich bei: Die BRD ist inzwischen das Land in Westeuropa, das die meisten rechtlichen Beschränkungen des Streikrechts kennt. Der Staat zeigt offen seine Ohnmacht angesichts der globalen ständigen ökonomischen Krise und ihrer Folgen wie Massenarbeitslosigkeit. Bei den Beschäftigten haben sich in weiten Bereichen Resignation und Apathie ausgebreitet. Die fortschrittlichen Kräfte in der BRD sind zersplittert und geschwächt. Die Möglichkeit, durch Konzentration auf die berechtigten vordringlichen Interessen der Bevölkerung — Sicherung der Vollbeschäftigung und der Einkommen, Sicherung des Friedens, Veränderung der Gebrauchswerteigenschaften der gesellschaftlichen Produktion, Verhinderung und Abbau von Umweltbelastungen — eine breite gemeinsame Plattform der fortschrittlichen Kräfte in der BRD zu schaffen, wird bislang erst in kleinen Ansätzen genutzt. Umso wichtiger wird die Nutzung des mit der technologischen Entwicklung entstehenden Konfliktpotentials dort, wo die entscheidenden Kräfte der Auseinandersetzung im kapitalistischen System aufeinandertreffen: in den Betrieben. Von daher kommt also gerade der gewerkschaftlichen Politik zur Mobilisierung in den Betrieben eine entscheidende Rolle zu.

Ansatzpunkte für eine solche Gegenstrategie ergeben sich gerade auch durch die Infragestellung der gegebenen, abgehobenen, bürokratischen Institutionen zur Steuerung der ökonomischen und der damit verbundenen technologischen Entwicklung. Die Unfähigkeit und Ungeeignetheit der bestehenden staatlichen und sonstigen Einrichtungen wie der sozialpartnerschaftlichen Mitbestimmung zur Lösung dieser Probleme ist offensichtlich: Die Mitte der 70er Jahre entstandene Massenarbeitslosigkeit hat sich verstetigt, sie wird auf längere Sicht noch erheblich zunehmen, die Stagnationstendenzen verstärken sich, das reale gesamtwirtschaftliche Wachstum bleibt seit Anfang der 70er Jahre hinter der Produktivität zurück, Branchenstrukturkrisen ergreifen einen volkswirtschaftlichen Sektor nach dem anderen.

Die wenigen in der Nachkriegszeit durchgesetzten Mitspracherechte der Beschäftigten werden mehr und mehr ausgezehrt. Die »konzertierte Aktion« (früher), die »technologie-politisch konzertierte Aktion« (heute), der »Sachverständigenrat«, die Bonner Ministerien mit ihren riesigen Stäben, mit Computermodellen und volkswirtschaftlicher Gesamtrechnung produzieren vor allem Fehlprognosen und natürlich Ideologie, d.h. falsches Bewußtsein, um die Gewerk-

schaften und die Beschäftigten von der konsequenten Auseinandersetzung mit der Entwicklung der »neuen Technologien« abzuhalten. Von den Arbeitsmarktprognosen über die 70er Jahre ist keine, von den Technikprognosen sind 30 v.H. eingetroffen, von den vielen Energieprognosen der Bundesregierung stimmte nicht eine einzige, frühere langfristige Strukturprognosen waren in fast jeder Hinsicht unzutreffend. Trotz mehr als 50000 Computern in der BRD ist es nicht einmal möglich, auch nur die reale Bruttosozialprodukt-Wachstumsrate für das laufende Jahr richtig vorherzusagen. Auch für die großen Konzerne sind die Bedingungen für ihre Planungen sehr viel unübersichtlicher geworden. In der Stahlindustrie, in der man vor 12 Jahren noch einen Planungszeitraum von etwa 4 Jahren überblicken konnte, ist es heute kaum noch möglich, auch nur 18 Monate Jahre zu überblicken. Schon der Bau eines mittleren Stahlwerks braucht aber eine wesentlich längere Planungs- und Bauzeit. Selbst das systematisierte kaufmännische Wissen der Betriebswirtschaftslehre befaßt sich inzwischen intensiv mit »Turbulenzen« in der Umwelt der Unternehmen — ohne selbstverständlich wirkliche Gegenmittel anbieten zu können.

Trotz zahlreicher computergestützter Planungs-, Kontroll- und Kennziffernsysteme (zur Frühwarnung): Die Zahl der Konkurse und der Konzentrationsbewegungen, gerade auch unter großen Unternehmen, hat erheblich zugenommen. Staat wie Konzerne haben aber die Möglichkeit, die Folgen ihrer Politik auf die Beschäftigten abzuwälzen. Die Folgen der Nichtvorhersagbarkeit und Nichtsteuerbarkeit selbst einfacher ökonomischer Entwicklungen haben eben die Massen der Beschäftigten zu tragen. Von daher ergibt sich die grundlegende Herausforderung, z.B. durch demokratische gesellschaftliche Planung, wie sie die Gewerkschaften fordern, die ökonomische Entwicklung im Interesse der Beschäftigten überhaupt erst einmal kontinuierlich zu gestalten.

Viel entscheidender für das Weiterfunktionieren der Betriebe unter diesen Bedingungen als die Entscheidungen eines oft extrem produktionsfremden und in vieler Hinsicht eher parasitären als auch nur indirekt produktiven Managements⁶ sind die bereits angesprochenen Leistungen zur Selbstorganisation, sind die Anpassungsfähigkeit und die schöpferische Kraft, die die Massen der Beschäftigten auch unter diesen Bedingungen quasi naturwüchsig entwickeln. Erst diese Leistungen machen die Betriebe und damit das Wirtschaftssystem auch unter diesen Bedingungen funktionsfähig. Gerade diese Fähigkeiten müßten aber für eine vernünftige kontinuierliche Steuerung der Produktion und der Gesamtwirtschaft herangezogen werden. Da diese Fähigkeiten sich nur in der Selbstorganisation der Beschäftigten voll entfalten können, ergibt sich die Herausforderung zur wirklich umfassenden Demokratisierung der Betriebe und der ökonomischen Steuerung, eine Vorstellung, wie sie immer im gewerkchaftlichen Grundverständnis gegeben war.

Das Zusammenfallen von verstärkter technologischer Entwicklung mit der umfassenden, auf Dauer wohl bestehenbleibenden kapitalistischen Wirtschaftskrise und das Versagen der gegebenen Steuerungseinrichtungen bergen damit

jedoch auch gewaltige Chancen in sich. Sie können nämlich dazu beitragen, die Hoffnungen der Beschäftigten und der Gewerkschaften auf die Wirksamkeit und Regelungsfähigkeit der staatlichen und auch der privatwirtschaftlichen Bürokratien abzubauen und auf die wirklichen Kräfte der Beschäftigten hinzu lenken. Gerade die in vielen Teilen der Gewerkschaftsapparate bestehenden illusionären Erwartungen, diese Prozesse mit den gegebenen Mitteln des bürgerlichen Staates in den Griff zu bekommen, müssen in diesem Prozeß enttäuscht und abgebaut werden.

Die wesentliche Schlußfolgerung für eine wirklich umfassende Alternative ist daher die durchgreifende »Demokratisierung« in den Betrieben und die Schaffung von »politischen Institutionen«, die diese Demokratisierung der Betriebe fördern, statt sie zu behindern. Die Beschäftigten selbst und ihre Organisationen müssen wirksam und unmittelbar, kontinuierlich und konsequent die Entscheidungen und Prozesse in beiden Bereichen kontrollieren können, statt sie einem (außer zum Sichbereichern!) nicht sonderlich fähigen ökonomischen oder politischen Management zu überlassen.

Für eine solche Demokratisierung müssen auch in den Gewerkschaften zusätzliche Voraussetzungen geschaffen werden. Bemühungen zum Ausbau der Vertrauensleutarbeit, zur Intensivierung der tarifpolitischen Auseinandersetzung und zum Ausbau der betrieblichen Arbeit schaffen bereits in einer Reihe von DGB-Gewerkschaften solche Voraussetzungen. Insbesondere auch die im Zuge der Ausbreitung der »neuen Technologien« sich ergebenden Notwendigkeiten zur Entfaltung der Kräfte der Beschäftigten in tarifpolitischen Aktionen, mit Druck, gegebenenfalls Streiks, aber auch und gerade in ständigen betrieblichen Auseinandersetzungen, tragen zu einer solchen Mobilisierung und im weiteren zur Demokratisierung jetzt schon deutlich bei.

Aufklärung, Schaffung von Bewußtsein, Mobilisierung und gewerkschaftliche Organisationsarbeit in den Betrieben erhalten unter diesen Bedingungen einen entscheidenden Stellenwert. Die autonome Erschließung von Informationen über Pläne und tatsächliche Entwicklungen in den Betrieben durch die Gewerkschaften, gerade auf den Gebieten der »neuen Technologien«, ist als Voraussetzung für wirksame Aktionen unerläßlich. Hier kann sogar die sozialpartnerschaftlich degenerierte »Mitbestimmung« von Nutzen sein.

Die ständige konkrete Diskussion der Beschäftigten im Betrieb und im überbetrieblichen Bereich — unter Einbeziehung der Produzenten der »neuen Technologien«, die zumeist im gleichen Betrieb arbeiten und daher häufig den gleichen Bedingungen und Prozessen ausgesetzt sind wie die anderen Beschäftigten —, der durch eine solche ständige Diskussion entstehende Druck auf die Betriebe und das Management setzen die Gewerkschaften und die Betriebs- und Personalräte in die Lage, aus einer unabhängigen, druckvollen Position heraus Informationen zu verlangen. In Betriebsvereinbarungen und in tarifvertraglichen Abkommen lassen sich mit diesem Druck umfassende Mitsprache- und wirkliche Mitbestimmungsrechte (wie Vetorechte, Rechte, ein Moratorium bei bestimmten

technologischen Entwicklungen zu verlangen, Initiativrechte usw.) durchsetzen. Eine allein betriebliche Gegenwehr und allein betriebliche Ansätze zur Gestaltung der »neuen Technologien« müssen jedoch unzureichend bleiben, da die betrieblichen Kräfte durch zahlreiche Widersprüche gekennzeichnet sind.

Als weiterer Bestandteil einer umfassenden Alternative muß daher die Wiederbelebung der Forderung nach ökonomischer Rahmenplanung, die zur ökonomisch-technisch-sozialen Planung (Rahmenplanung reicht eben nicht!) erweitert werden muß, hinzukommen. Auch hier ist eine entscheidende Voraussetzung die Gewährleistung wirklich demokratischer Kontrolle dieser Planung durch die Gewerkschaftsbasis und aus den Betrieben heraus. Die wesentliche Voraussetzung ist die Schaffung eines ständigen Drucks auf die Organe einer solchen Planung durch die ständige Diskussion und Mobilisierung der Beschäftigten in den Betrieben. Die Forderung nach Vergesellschaftung, die jetzt von der Basis und in den Gewerkschaftsapparaten auftaucht in Bezug auf Krisenbranchen wie die Stahlindustrie, sollte jetzt weiter diskutiert werden in Bezug auf Sektoren, die für die Gestaltung der Betriebs- und Arbeitsbedingungen durch ihre Produkte eine Schlüsselstellung (große Teile des Maschinenbaus, der Elektronikindustrie, Anlagenbau u.a.) haben. Dazu zählen auch die Sektoren der »neuen Technologien«. Auch bei der Vergesellschaftungsfrage stellt sich sofort die Frage nach wirklich demokratischer Gestaltung und Kontrolle der Willensbildung in den vergesellschafteten Betrieben, nach den konkreten Formen der Vergesellschaftung: direkte *oder* »repräsentative« Kontrolle durch die Beschäftigten, Hierarchie *oder* Selbstorganisation und z.B. auf Zeit gewählte »Vorgesetzte«, kanalisierte und nach Managementregeln zugeteilte parzellierte Informationen *oder* Transparenz für alle Beschäftigten usw. Eines ist sicher: Eine bloße Verstaatlichung führt nicht zu den notwendigen Ergebnissen.

Anmerkungen

- 1 Vgl. zur Gesamtdarstellung Briefs, U., Arbeiten ohne Sinn und Perspektive? — Gewerkschaften und »neue Technologien«, Pahl-Rugenstein-Verlag, Köln 1980.
- 2 Vgl. z.B. die Praxisberichte in: Brinckmann, Hans (Hrsg.), Fortschritt der Computer — Computer für den Fortschritt?, Bericht über den gleichnamigen Kongreß der Gesellschaft für Informatik, Kassel 1980; vgl. Briefs, U., Vom qualifizierten Sachbearbeiter zum Bürohilfsarbeiter? In: WSI-Mitteilungen, Februar 1978.
- 3 Vgl. Steinmüller, W., Der aufhaltsame Aufstieg des Geheimbereichs — Vom Verfassungsstaat zum Sicherheitsstaat, in: Kursbuch 56/1979.
- 4 Vgl. hierzu Ansätze in: Projektgruppe im WSI, Handbuch zur Unternehmensmitbestimmung, erscheint Ende 1981 im Bund-Verlag.
- 5 Vgl. Briefs, U., Ansatzpunkte für kritische Forschung und gewerkschaftliche Handlungsnotwendigkeiten im Bereich der Produktion neuer Technologien der Text- und Datenverarbeitungs-Studie für das Projekt Arbeits- und Lebensbedingungen der Arbeitnehmer als Gegenstand der Hochschulforschung, Universität Bielefeld 1980.
- 6 Zur Kritik des Managements vgl. Briefs, U., »Leitende Angestellte« als Potential für autoritäre Politik, in: Blätter für deutsche und internationale Politik, November 1979.

Hannelore May

Persönlichkeitsentwicklung durch Arbeit — eine empirische Arbeit für Gewerkschafter!?*

»Damals, sagte Coppi, entstand der Vorsprung, den sie uns gegenüber einnehmen und der uns immer wieder vor die Tatsache stellt, daß alles von uns Erzeugte hoch über uns verwertet wird und daß es, wenn überhaupt erreichbar, uns von dort oben zukommt, wie es auch von der Arbeit heißt, daß sie uns gegeben wird ... Um zu uns selbst zu kommen, sagte Heilmann, haben wir uns nicht nur die Kultur, sondern auch die gesamte Forschung neu zu schaffen ...« (Peter Weiss, Ästhetik des Widerstands, Band 1, S.41)

Was ist das eigentlich, Automation, von der Gewerkschafter vor allem wissen, daß sie eine Keule in den Händen der Besitzenden und Leitenden gegen die Besitzlosen und Arbeitenden ist? Auf ihren Kongressen und in ihren Zeitungen verständigen sich Arbeiter, was durch »technischen Fortschritt«, durch Mikroprozessoren, Bildschirmgeräte oder Roboter mit ihnen geschieht, zumeist in Worten wie »Monotonie«, »Belastung«, Leistungsverdichtung« und »Dequalifizierung«. Wie kommt ihre eigene Tätigkeit dabei vor? Sie beschreiben sich meist nur als Vertriebene, Gehetzte, Vernutzte und Gedrückte — erfolgreich nur in einigen, den Besitzenden abgerungenen Verträgen, schonender gegen sie vorgehen. — Diese aber, die Besitzenden, loben derweil den Segen der technischen Neuerungen, die nicht nur Vielfalt und Menge der Produkte steigern, sondern die Arbeit selbst mühefreier, angenehmer und sogar menschlicher machen. Ist es nicht unter ihrem Druck, daß Gewerkschafter immer wieder bekennen, auch sie seien (gar) keine Feinde des technischen Fortschritts? — Welche eigenen Gründe könnten sie dafür angeben?

Mit unseren Untersuchungen über Persönlichkeitsentwicklung durch Arbeit wollten wir nicht widerlegen, daß mit der Einführung von Automation belastende und dequalifizierende Folgen für die Arbeiter verbunden sind. Insofern diese Folgen aber, verstärkt durch Begriffsbestimmungen sozialwissenschaftlicher Forschung, strategiebildend in Gewerkschaftspolitik aufgenommen werden, organisieren sie auch eine Sichtweise auf negative Erfahrungen in der Arbeit. Aus dieser Sicht kann nur abwehrend und verteidigend gekämpft werden. Wir gingen davon aus, daß in theoretischer und empirischer Forschung besonders zu prüfen sei, ob sich nicht zugleich in den Veränderungen der Arbeit durch Automation gegenteilige Entwicklungen abzeichnen, die eine andere Sicht- und Kampfweise zu organisieren erlauben würde. Forderungen nach »lebenslangem Lernen« (Heinz O. Vetter) und Strategien, welche die Selbstbestimmung der Produzenten propagieren, wären aussichtsreicher zu verbreiten und zu erkämpfen, wenn sie sich auf Produktionsanforderungen stützen könnten.

* Projektgruppe Automation und Qualifikation, Automationsarbeit: Empirische Untersuchungen. Teil 1 (Argument-Sonderband 43), Berlin (West) 1980. (Alle Seitenangaben im Text beziehen sich auf diesen Band, ebenso alle Begriffs-Zitate.) Siehe auch dies., Entwicklung der Arbeitstätigkeiten und die Methode ihrer Erfassung. 2. Aufl., Berlin (West) 1979; Theorien über Automationsarbeit, Berlin (West) 1978 (Argument-Sonderbände 19 u. 31).

Kopf- und Handarbeit

Werden die Hände kopflos und die Köpfe immer weniger? — Wir fanden eine eigentümliche Bestätigung der Dequalifikationsthese in den Betrieben, als man uns auf die Frage nach den Spitzentätigkeiten der Automationsarbeiter antwortete: »Von-Hand-Fahren«! Was die Hände sichtbar »fahren« sind Knöpfe und Schalter. Aber schon das Bild vom einfachen Knöpfchendruck täuscht über das hinweg, was er bewirkt, zum Beispiel Ein- und Ausstellen eines Mechanismus. Beim Von-Hand-Fahren werden Knöpfchen gedreht und damit zum Beispiel Regelmechanismen geschaltet, die den Wert einer Größe (Druck, Temperatur u.a.) kontinuierlich verändern. Dieses Von-Hand-Fahren fällt bei Automation gerade dann an, wenn die Automatik ausfällt oder ausgestellt ist. Also tun die Automationsarbeiter heute nur noch ausnahmsweise, was früher ihre Hauptbeschäftigung war. Warum gilt dies heute aber als Höchstanforderung, bei der viele Arbeiter scheiterten und anderen der Angstschweiß ausbrach? — Das Problem liegt gerade darin, daß sie nur ausnahmsweise Von-Hand-Fahren müssen und dies nicht mehr an einem isolierten Regler, sondern in einem normalerweise festgelegten Zusammenhang von Schaltern, Reglern, Ventilen usw. hinein. »Automatische« Reaktionen der Hand sind also aus zwei Gründen nicht möglich: einmal weil mangels dauernder Übung keine Routine erworben werden kann und zum andern, weil Routine kaum nützen würde, denn die Automatik fällt nicht immer an derselben Stelle aus. Die Entlastung, welche eine Festgelegt-heit ihrer Reaktionen den Arbeitern bringen könnte, schränkt ihre Handlungsfähigkeit andererseits ein. Im offiziellen Bericht über den Störfall im Atomkraftwerk bei Harrisburg kann man nachlesen, wie die Katastrophe dort durch das Abziehen von festgelegten Handlungsprogrammen überhaupt erst richtig produziert worden ist (S.148).

Vergleichbare Formen fanden wir in vielen Betrieben. Bei einem Drittel aller Fälle hingegen wurden die Arbeiter umfangreich und inhaltlich systematisch ausgebildet und wurden zusätzlich fortbildende Elemente in der Arbeit arrangiert. Ein Drittel, so könnte man einwenden, das sei eine für prognostische Aussagen zu vernachlässigende Minderheit. Uns schienen diese auffälligen »Ausnahmen«, wie auch in anderen Zusammenhängen unserer Untersuchungen, eher den Produktionsanforderungen nahezukommen — und zur Verallgemeinerung für gewerkschaftliche Kämpfe anzuregen — als mit diesem Hinweis abgetan zu werden. Als Karl Marx sein »Kapital« schrieb, waren in England nur 8 Prozent aller Arbeitenden Lohnarbeiter. Wenn die »Ausnahmen« Spitzen einer Entwicklung markieren, können sie wie Wegweiser auf das hin genutzt werden, was sich ausbreiten wird beim Fortwirken der Gesetze und Bedingungen der Entwicklung und was in der Art und Breite der Durchsetzung organisiert beeinflußt werden kann.

Inhaltlich systematische Ausbildung von Automationsarbeitern im Betrieb verweist auf produktionsnotwendige Zwänge, denn damit verbundene Kosten sind Abzüge vom Profit und also nicht als freiwillige Leistungen zu erwarten.

Diese wirklichen Spitzen müssen dabei keineswegs den Produktionsanforderungen genügen, sondern geben eher ein Mindestmaß an.

Daß von diesen Entwicklungsspitzen keine beruhigende Gewißheit ausgeht, in der nun auf die allgemeine Durchsetzung einer Höherqualifizierung durch die Unternehmer zu hoffen wäre, demonstrieren die Aneignungsformen, in denen sich die meisten Arbeiter durchschlagen mußten.

Ausbildung

Zunächst werden in den Betrieben die »Besten« aus den alten Anlagen ausgewählt — wohinter sich individuelle Katastrophen all derer verbergen, die »schlechter« waren. Mit diesen »Besten« werden in den Unternehmen eine Reihe von Bildungsmaßnahmen veranstaltet — im Unterschied zu allen, die von außerhalb der Betriebe eingestellt werden.

Wir hörten von einem Arbeiter, daß er drei Jahre gebraucht habe »zur Überwindung der Anfangsschwierigkeiten (S.158)« In mehreren Fällen wurde als Selbstverständlichkeit berichtet, daß sich die Produzenten das nötige Wissen für die aktuelle Produktion noch nach Feierabend aneignen, sogar »heimlich« durch Entwenden von Schaltplänen.

Erschwert schon die innerbetriebliche Auswahl solidarische Aktionen — etwa für eine ausreichende Ausbildung und Information — wird es bei der außerbetrieblichen Stellenausschreibung noch schwieriger, weil die Angeworbenen nicht nur mit den ausgewählten »Besten« schritthalten müssen, sondern auch mit Mißtrauen rechnen müssen, wo sie deren Unterstützung brauchen würden: bei der Einarbeitung. Die detaillierte Darstellung der verschiedenen Ausbildungsformen für von uns untersuchte Arbeitsplätze bietet ein chaotisches Bild, das den Mangel angemessener Ausbildung auch als Mangel an Wissen darüber zu erkennen erlaubt.

Besonders deutlich wird dies bei allen untheoretischen Lernformen. In einigen Betrieben wurde die »Mitarbeit beim Aufbau der Anlage« als Lernform genutzt, ohne daß Vorstellungen darüber bestanden, was dabei (nicht) gelernt werden kann und wie das Gelernte von anderen erworben werden könnte, die eine aufgebaute Anlage vorfinden. Für das »Einarbeiten« oder »Anlernen« gab es in den untersuchten Betrieben Zeiträume zwischen einem Tag und drei Jahren, ohne daß die abverlangten Anforderungen sich deutlich unterschieden. Untheoretisches Lernen ist mit den Unternehmenszielen widersprüchlich verknüpft: Einerseits erlaubt es nicht, eine Arbeit wie das Von-Hand-Fahren zu beherrschen und kann also Grund für längere Störungen und höhere Kosten sein, andererseits läßt sich darin leichter eine Bindung der Arbeiter an den Betrieb organisieren.

Angst

Wo eine systematisch-theoretisch-praktische Ausbildung den Arbeitern verweigert wird und sie doch zum Produktionshandeln kommen, sind Krisen un-

vermeidlich. Wir untersuchten den Zusammenhang von Qualifikation und Angst. Angstsymptome zeigten Meßwartenarbeiter mit theoretischen Grundkursen, die aber nicht beim Aufbau beteiligt waren wie auch Arbeiter ohne theoretische Ausbildung an den Anlagen. Aber die entscheidende Entdeckung, die wir aus dem empirischen Material machten, war ein spezifischer Zusammenhang zwischen Angst und Handlungsfähigkeit: Angstsymptome tauchten genau dort auf, wo die Arbeiter über das von den Unternehmern zugestandene Maß hinaus eingriffen — »Spielen mit der Anlage« schien eine Art der Aneignung bei Angst *und* ungenügender Ausbildung zu sein.

Unsere Befunde ergaben, daß sich Arbeiter ohne theoretische Ausbildung eher an den Vorschriften orientieren und möglicherweise deshalb weniger Angst haben, aber auch weniger lernen. Umgekehrt führt theoretische Ausbildung der Meßwartenarbeiter nicht zu Angstfreiheit, sondern setzt Handlungsenergien frei in einem »Spielen mit der Anlage«, das man als praktische Lernform für das Von-Hand-Fahren interpretieren könnte. Wir fanden nur einen Betrieb, in dem sich die Arbeiter über die Vorschriften hinwegsetzten, ohne daß sie gleichzeitig Angst hatten. Wir untersuchten diesen Betrieb genauer danach, was hier anders war als in den übrigen und fanden — auch hier in der Perspektive möglicher, weil schon praktizierter Verallgemeinerbarkeit:

Das Herumspielen, das sonst im Ernstfall stattfand, war hier Teil des organisierten Lernprozesses. Es könnte sein, daß diese Simulation eine höhere Sicherheit über die Fahrweise verleiht. Widersprüchliche Äußerungen der Leiter über die Arbeiter ließen hier ein Bild von Produzenten entstehen, die, überdurchschnittlich qualifiziert, auf allen Ebenen den Unternehmern Widerstand entgegensetzen. »Sie sind die Aktivsten in der Gewerkschaft.« (S.185) Durch Diskussion von Veränderungsmöglichkeiten in der Produktion wird ein kollektiver Lernprozeß organisiert. Lernen ist so nicht das persönliche Risiko des Einzelnen. Gleichzeitig vermeiden es die Arbeiter hier durch Diskussion aller Veränderungen mit Vorgesetzten, daß sie allein verantwortlich gemacht werden können für einen Prozeß, über den sie nicht bestimmen. Und doch erweitern sie auch in diesen Diskussionen ihre Handlungsfähigkeit in Bezug auf den Prozeß — und damit auch ihre Selbstbestimmung.

Humanisierung

Ist es die Perspektive der Automationsarbeit, daß die »Handarbeiter«, die auch früher schon in ihrer Arbeit denken mußten, »reine Kopfarbeiter« werden in dem Sinn, daß sie nur noch denkend ihrer Hände Arbeit planen und steuern? — In den Anlagen von Verfahrensprozessen gibt es sogenannte Rundgänge, die in dem teilweise weitläufigen Gelände aus Rohrsystemen, Behältern und Apparaten herumlaufen, störungsanfällige Teile beobachten und auswechseln, Meldungen an die zentrale Warte geben u.ä. Beschrieben wurden die Rundgänge als »ausführendes Organ des Anlagenfahrers«, als »sein Auge«, »seine Hand«. Diese krasse Arbeitsteilung widersprach der Behauptung, Rundgänge zu ma-

chen sei eine notwendige Lernform für die Arbeit in der zentralen Warte. Angeblich würden die Meßwartenarbeiter aus konkreter Anschauung Ortskenntnis erwerben, die sie für die zentrale Steuerung brauchten.

In den Betrieben fanden wir Arbeiter, die ausschließlich als Rundgänger tätig waren. Aber die reinen Meßwartenarbeiter, die nur von der Zentrale aus tätig waren, schienen in anderer Weise auch vereinselt zu arbeiten. Hier gab es die meisten Klagen, Nervosität, Herzklopfen, ein Magengeschwür und ähnliches. Dabei war es nicht so, daß diese Arbeiter die Außenanlagen etwa nicht kannten — einige von ihnen hatten dort eine längere Anlernzeit verbracht («Stufenlernen»). Was fehlte den Meßwarten-Arbeitern, die getrennt von den Rundgängern ihre Arbeit taten?

Wir fanden, daß der Tätigkeitswechsel zwischen Rundgang und zentraler Warte, der in der Mehrzahl der von uns untersuchten Fälle praktiziert wurde, andere Vorteile hat als die von den Unternehmensleitern genannten: Eine »Stellenwertverschiebung« der einzelnen Handlungsmomente ändert die Struktur der Gesamthandlung so, daß jedes Moment darin eine andere Bedeutung bekommt; der Mensch also nicht mehr als »Auge« und »Hand« herumläuft, sondern, um sich blickend und kleinere Schäden reparierend, vom Standpunkt des zentralen Zugriffs aus die dezentralen Positionen besichtigt. Weiter würde so die neue Bedeutung der alten Tätigkeiten — nämlich beobachten und steuern/regeln des Gesamtprozesses statt an einzelnen Abschnitten — begriffen werden können. Wie schon beim Von-Hand-Fahren transportieren die Automationsarbeiter auch mit abwechselnder Rundgängerei eine alte Tätigkeit in einen neuen Zusammenhang, können also in ihrer eigenen Arbeit deren Geschichte erkennen. Und schließlich schien es uns, daß die Meßwartenarbeiter sich mit ihren Rundgängen durch die Anlagen die Möglichkeit verschafften, ihre alten Tätigkeiten als Genuß zu erleben. Humanisierung der Arbeit würde hier umgekehrt zu dem Bekannten organisiert durch Hereinnehmen von Routine in überwiegend denkende Tätigkeiten.

Kooperation/Kollektivität

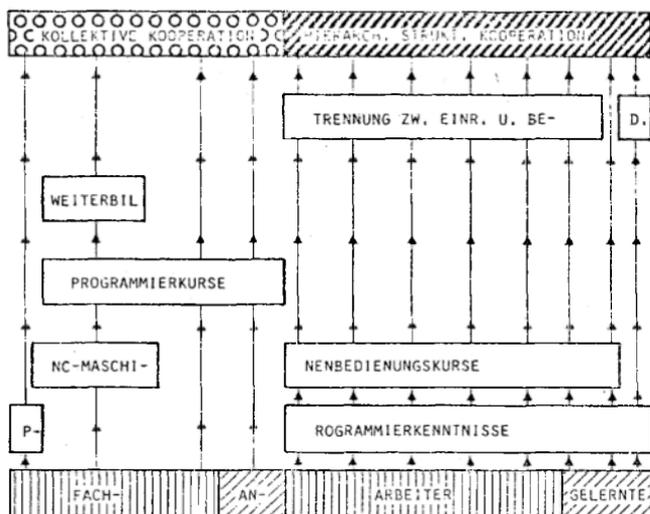
Gewerkschafter wissen, daß erlebbares Zusammenarbeiten eine Bedingung solidarischen Handelns der Arbeiter ist. Schwächt die Automatisierung mit ihren fast menschenleeren Produktionsräumen Arbeitersolidarität? Sind die Automationsarbeiter untereinander isoliert, einsam? — Unter den 331 untersuchten Arbeitsplätzen fanden wir lediglich 42 einsame. An der großen Mehrzahl der Arbeitsplätze bestehen also Möglichkeiten zu sinnlich erfahrbarer Zusammenarbeit. Auch wenn damit manches Vorurteil in Frage gestellt war, beruhigten wir uns mit diesem Ergebnis nicht. Welches sind die Bedingungen dafür, daß einsame Arbeitsplätze auftreten? Wirken hier unumstößliche Zwänge, oder kann verändernd eingegriffen werden, um einer Verkümmern der sozialen Seite menschlicher Individualität entgegenzuwirken? Wir durften also bei der sinnlichen Erkenntnis »einsamer Arbeitsplatz« nicht stehen bleiben und fragten nach

Kooperationsnotwendigkeiten, die sich hinter dem äußerlichen Anschein verbergen. Tatsächlich mußte an allen einsamen Arbeitsplätzen kooperiert werden; und zwar vor allem bei der Störungsdiagnose, der Schichtübergabe, der Prozeßverbesserung, der Reparatur und der Störungsbeseitigung. Allerdings fielen uns erhebliche Unterschiede im jeweiligen Kooperationsumfang auf, für die wir eine Erklärung finden mußten. Die Unterscheidung zwischen zentralen einsamen Arbeitsplätzen und peripheren in vor- oder nachgelagerten Produktionsbereichen erwies sich als fruchtbar.

Eine Häufung von nicht bloß wiederherstellenden, sondern auch verändernden und entwickelnden Kooperationstätigkeiten fanden wir an den zentralen einsamen Arbeitsplätzen. Hier waren die Arbeiter zwar die meiste Zeit allein, verbunden aber mit anderen Produzenten — gleichgestellten und technischen Leitern — über die Produktion verändernde Tätigkeiten. Dies im Gegensatz zu einer Verarmung an den peripheren Arbeitsplätzen, »welche die Arbeitenden zu bloß wartenden, in Störungsfällen eingreifenden reduziert. Ein Teil ihrer Lebenszeit fällt auf die Arbeitenden als Leerzeit ... Das Angebot der Unternehmer, durch Fernsehen, Radiohören oder Beschäftigungstherapie wie Namensschilder für Kollegen fräsen (...), die leere Zeit zu füllen, bedeutet eine Festschreibung der Ausgrenzung von weiterentwickelnden Tätigkeiten.« (S.221)

Wo es funktionale Verbindungen zu den zentralen Prozessen gibt, könnten es gewerkschaftliche Forderungen sein, kollektive Arbeitsbesprechungen oder einen bewußten Wechsel zwischen peripheren und zentralen Arbeitsplätzen zu verlangen, damit die Arbeiter sich als gemeinsame Aufgabe aneignen, was sie sonst nichtdurchschauend und isoliert voneinander bewältigen. Die Entwicklung von Arbeitersolidarität hängt aber nicht nur von den Möglichkeiten zu sinnlich erfahrbarer Zusammenarbeit ab, sondern auch davon, wie diese Zusammenarbeit durch hierarchische Strukturen und das Eingreifen von Vorgesetzten geformt wird. So fanden wir beispielsweise an den zentralen einsamen Arbeitsplätzen mit hoher Verantwortlichkeit, daß die Unternehmer sich dies verantwortliche Handeln sichern, indem sie den betreffenden Automationsarbeitern selbst Vorgesetztenfunktionen übergeben. Aber auch an den übrigen der 331 Arbeitsplätze trat uns die hierarchische Strukturierung entgegen. Am Beispiel der Zusammenarbeit von NC-Maschinenarbeitern und Programmierern haben wir genauer untersucht, welche Entwicklungsmöglichkeiten für die Arbeiter in diesen Formen liegen und welche Vorgänge für die Entstehung hierarchischer Strukturen verantwortlich sind. Ist es die nackte Unternehmerwillkür, so daß die Arbeiter nur stark genug sein müssen, oder können Arbeiter bei ihrem Kampf gegen hierarchisierende Arbeitsteilungen mit Verbündeten rechnen?

An 52 NC-Maschinen-Arbeitsplätzen ergaben die Ausbildung und Kooperationsformen folgendes Bild:



(S.206)

Kollektive Kooperationsformen übten also auch Angelernte aus. Hierarchisch strukturierte Kooperationsformen beweisen noch nicht, daß NC-Bediener keine Programmierkenntnisse haben. Die Unternehmer behaupten das teilweise, und Arbeiter widerlegen es. Weitere Untersuchungen ergaben: Gründe für die Hierarchisierung liegen weniger in ungleichen Kompetenzen als in Arten, wie der Widerstand von Arbeitern gegen die NC-Technik gelöst wird. Wo dieser Widerstand übergang in Auseinandersetzung mit den Anforderungen der NC-Technik, wurde, vielleicht auch gegen Widerstände von oben, eine kollektive Form der Kooperation durchgesetzt, bei der die Bediener ihre Kompetenzen über das reine Bedienen hinaus entwickelten. Wo eine hierarchisch autoritäre Arbeitsteilung praktiziert wird, fanden wir eine scharfe, isolierende Trennung der Tätigkeiten von Bediener, Programmierer und Einrichter und entsprach diesem »Anachronismus der Arbeitsteilung in der Fertigung ein Anachronismus des produktionsfernen Konstruierens«, der Spannungen zwischen Programmierer und Konstruktion verursachte und sich niederschlug z.B. in »zu viel Leerlauf im Programm« (so ein Leiter).

In einem extremen Fall derartiger Hierarchisierung setzten die Unternehmensleiter gegen den Widerstand der Arbeiter gezielt nur solche zu Programmierern weitergebildeten Facharbeiter ein, die nie gegen NC waren. Das Resultat ihres eigenen Handelns rechtfertigend, erläuterte uns einer der Leitenden die weitere Strategie: Weil »drei Viertel der Dreher-Qualifikation an der NC-Maschine brach liegen«, werde man in Zukunft nur angelernte, billigere und vielleicht zufriedenerere Arbeiter anstellen. — Andere Betriebe machten die Erfahrung, daß

das nicht billiger ist, denn Angelernte an NC-Maschinen erkennen Fehler nicht so gut und sind selbst bei kleinen Störungen hilflos, wodurch u.a. der Werkzeugverbrauch steigt.

Wieder steht das konkrete Verhältnis der Kopf- zur sogenannten Handarbeit vorm Rutschen: Personell getrenntes Programmieren gerät unter Veränderungsdruck, sei es bei kollektiver Kooperation, in der das »strukturelle Ungleichgewicht« zwischen beiden Produzenten praktisch verschoben wird, sei es bei hierarchischer Kooperation, in der die Nichtbewegung dieses Ungleichgewichts zu Verhärtungen, Reibungen und Verlusten in der Produktion führt.

Zusammenfassend zu wichtigen Begriffen

1. Die *Produktivkraft Automation* determiniert eine neue Weise der produktiven Auseinandersetzung der Menschen mit der Natur. Kennzeichnend ist die Verwissenschaftlichung nicht nur eines einzelnen Bereiches, der Steuerung einzelner Größen (Variablen) von Maschinen oder Prozessen, sondern der Prozeßzusammenhänge. Automationstechnik ist eine Festlegung von Beziehungen zwischen verschiedenen Variablen bei Zunahme von »modifizablen« Anpassungsleistungen. Neu ist »die Art und Weise der Synthetisierung von Maschinenbewegungen zu einem Ablauf«. Neu ist eine höhere »Modifikabilität«: »die Möglichkeit, eine Maschine ohne viel Aufwand auf wechselnde Zwecke umzustellen.« (S.133)

2. Wir schlagen vor, diese neue Form der Naturbeherrschung zu begreifen als »neuartige Bedingung für die menschliche Tätigkeit«. Vermieden werden soll, die konkrete Arbeit nur als Bedienung vorgefundener Instrumente zu begreifen oder nur nach »Auswirkungen« der Technik auf die Arbeitenden zu fragen, als sei die Technik und nicht die Arbeit das Aktionszentrum. Stattdessen fragten wir: Welche *Anforderungen* entstehen mit den neuen Arbeitsinstrumenten »in der kooperativen Aufgabenbewältigung, beim Gewinnen und Verarbeiten von Produktionserfahrungen, beim Weiterentwickeln der Arbeitsinstrumente, beim Verbessern ihrer Verwendungsweise?« (S.140)

3. In den Betrieben wird von Seiten der Besitzenden formuliert, welches für die Arbeitenden die »Arbeitsaufgabe« ist. Diese *Aufgabenstellungen* sind Kompromißbildungen aus Anforderungen der gesellschaftlichen Produktion und privaten Profit- und Herrschaftsinteressen. Was wirklich geschieht in der Praxis der Automationsarbeiter im Kapitalismus, findet man weder in den Aufgabenstellungen der Unternehmer noch in Äußerungen der Arbeiter einfach vor. Es muß aus dem empirischen Material (Befragungen, Arbeitsplatzanalysen, Dokumentenstudien usw.), gewissermaßen zum zweiten Mal »produziert« werden. Die Produktionspraxis kann so als Feld dargestellt werden, auf dem Produktionsanforderungen, Aufgabenstellungen der Unternehmer und Tätigwerden der Arbeiter als verschiedene Kräfte wirken, die, wenn man sie und ihre Veränderungsrichtung kennt, beeinflußt werden können.

Ottwald Demele

Arbeitszeitverkürzung zur Humanisierung der Arbeit und als Instrument der Arbeitsmarktpolitik

1. Die Diskussion um die Arbeitszeitverkürzung

Wegen der seit Ausbruch der Wirtschaftskrise 1974/75 ununterbrochen anhaltenden Massenarbeitslosigkeit ist die Arbeitszeitverkürzung zu einem zentralen Thema der öffentlichen Diskussion geworden. Angesichts der Konjunkturaussichten für die nächsten Jahre kann nicht erwartet werden, daß sich die Arbeitslosigkeit in absehbarer Zeit im Zuge eines konjunkturellen Aufschwungs — wie etwa nach der Krise von 1966/67 — wieder »von selbst« aufhebt. Die gegenwärtige Diskussion um die Arbeitszeitverkürzung wird daher vor allem in Hinblick auf ihre arbeitsmarktpolitischen Wirkungen geführt, während im Verhältnis dazu der Aspekt der Humanisierung der Arbeit in den Hintergrund getreten ist.

Insbesondere die Gewerkschaften erwarten positive Auswirkungen der Arbeitszeitverkürzung auf das Beschäftigungsniveau. Die Arbeitgeberseite bestreitet einen solchen Zusammenhang; von ihr wird umgekehrt die Auffassung vertreten, daß durch weitere Arbeitszeitverkürzungen zusätzliche Arbeitsplätze gefährdet würden. Im Tabu-Katalog der Arbeitgeber wird entsprechend massiv Front gemacht gegen die Verkürzung der Arbeitszeit, besonders in der Form der Unterschreitung der 40-Stunden-Woche bzw. der Verlängerung des Jahresurlaubs über sechs Wochen hinaus. Es soll nun untersucht werden, wie stichhaltig die gewerkschaftliche Forderung nach Arbeitszeitverkürzung ist, welche die jeweiligen Wirkungen einzelner Formen der Arbeitszeitverkürzung unter verschiedenen Gesichtspunkten sind und welches Gewicht die von der Unternehmerseite vorgebrachten Gegenargumente haben. Zu fragen ist auch nach den möglichen gewerkschaftlichen Strategien in Hinblick auf die Absicherung der mit den Arbeitszeitverkürzungen angestrebten Wirkungen auf die Humanisierung der Arbeit und das Beschäftigungsniveau.

2. Begründungen der Forderungen nach Arbeitszeitverkürzung

Die Verkürzung der Arbeitszeit ist unter zwei verschiedenen Gesichtspunkten zu sehen, die in der Geschichte des gewerkschaftlichen Kampfes um die Verringerung der Arbeitszeit abwechselnd die dominierende Rolle gespielt haben:

a) Arbeitszeitverkürzung als Maßnahme zur *Humanisierung* der Arbeit. Die Arbeitszeit soll zur Verminderung des Kräfteverschleißes verkürzt und damit gleichzeitig die Erholzeit verlängert werden. Durch die Ausdehnung der arbeitsfreien Zeit sollen außerdem die Möglichkeiten der Arbeitnehmer zur Entfaltung ihrer sozialen und kulturellen Interessen bzw. Tätigkeiten ausgebaut werden. Diese Begründung ist unabhängig vom jeweiligen Stand der Beschäftigung gültig.

tig; sie steht aber immer dann im Vordergrund, wenn das Ziel der Vollbeschäftigung (vorübergehend) erreicht ist — so war es z.B. Anfang der 60er und Anfang der 70er Jahre. Der Kampf um die 5-Tage-Woche z.B. wurde weniger mit arbeitsmarktpolitischen Argumenten geführt, sondern mit Parolen wie: »Sams-tags gehört Vati uns«.

b) Arbeitszeitverkürzung als Instrument der *Arbeitsmarktpolitik*. Durch die Senkung der Arbeitszeit pro Erwerbsperson soll die Zahl der Beschäftigten bei einer gegebenen Nachfrage nach Arbeit erhöht und damit die Arbeitslosigkeit entsprechend gesenkt werden. Diese Begründung kommt nur in Zeiten der Unterbeschäftigung zum Zuge. In der gegenwärtigen Periode hoher Arbeitslosigkeit steht sie eindeutig im Vordergrund der Diskussion.

Beide Begründungen für die Arbeitszeitverkürzung ergeben sich aus einer gemeinsamen Ursache: dem technischen Fortschritt. Sowohl der technische Fortschritt, d.h. vor allem der Einsatz verbesserter und zahlreicherer Maschinen als auch die reine Intensivierung der Arbeit führen in der Regel zu einer höheren geistigen und/oder körperlichen Belastung am Arbeitsplatz. Gleichzeitig steigt die Arbeitsproduktivität, d.h. die Leistung oder der Mengenausstoß pro Beschäftigungsstunde. Dieser Produktivitätsfortschritt kann in sehr unterschiedlicher Weise genutzt werden:

Bleibt die Zahl der Beschäftigten sowie die Arbeitszeit (also insgesamt das Arbeitsvolumen) gleich, so kann in Folge des technischen Fortschritts pro Jahr mehr produziert werden. Eine Ausdehnung der Produktion wird aber nur dann erfolgen, wenn für die zusätzliche Warenmenge auch zahlungsfähige Nachfrage besteht. Die Tatsache, daß auch heute noch vor allem die Arbeitnehmer eine Vielzahl berechtigter Konsumwünsche nicht oder nicht ausreichend abdecken können, spricht für die Ausdehnung des individuellen und/oder des gesellschaftlichen Konsums. Konkret bedeutet das: Ausdehnung der Massenkaufkraft und/oder Ausdehnung der konsumorientierten staatlichen Nachfrage.

Die Arbeitnehmer können am technischen Fortschritt aber auch bei gleichbleibender Produktionsmenge in der Form der Arbeitszeitverkürzung teilhaben. Für diese Art der Umsetzung des technischen Fortschritts sprechen ebenfalls eine Reihe von sozialen Gesichtspunkten — wie z.B. die Tatsache, daß der Prozentsatz der Frühinvaliden an den Rentenzugangängen ansteigt und heute teilweise schon über 50% ausmacht. Dem Problem des übermäßigen Kräfteverschleißes, das sich in dieser Zahl ausdrückt, wäre mit Reallohnsteigerungen nicht beizukommen. Durch eine Verkürzung der Arbeitszeit könnte der Kräfteverschleiß merklich verringert werden. Außerdem hat die Ausdehnung der Freizeit bereits einen Stellenwert, der von vielen Arbeitnehmern bereits höher eingeschätzt wird als reiner Lohnanstieg.

In der Realität dürfte eine Kombination aus Reallohnsteigerungen (zur verbesserten Befriedigung materieller Bedürfnisse) und Arbeitszeitverkürzung (zur Vermeidung eines überschnellen Kräfteverschleißes und zur Ausdehnung der frei verfügbaren Zeit) die sinnvollste Umsetzung des technischen Fortschritts in

sozialen Fortschritt sein. — Gelingt es den Arbeitnehmern und ihren Gewerkschaften aber nicht — mindestens in Höhe der Rate des technischen Fortschritts — eine Kombination aus realer Massenkauftkraftsteigerung und Verkürzung der Arbeitszeit durchzusetzen, verursacht technischer Fortschritt eine zunehmende Arbeitslosigkeit. Steigt nämlich die Produktion pro Erwerbstätigenstunde schneller als die Gesamtproduktion, werden folglich weniger Arbeitsstunden gebraucht. Bei nur geringfügigen Arbeitszeitverkürzungen und unter sonstigen in etwa gleichbleibenden Bedingungen (wie z.B. gleichbleibende Anzahl der Erwerbspersonen) entsteht daraus Arbeitslosigkeit.

Eine Situation dieser Art gibt es in der Bundesrepublik seit der Krise von 1974/75. Für das Jahr 1981 ist damit zu rechnen, daß die Produktion stagnieren oder sogar rückläufig sein wird, während die Produktivität ungebrochen weiter um etwa 3-4% ansteigen dürfte. Daraus ergibt sich eine starke Verminderung des erforderlichen Arbeitsvolumens, was bei unzureichender Verkürzung der Arbeitszeit pro Erwerbsperson wiederum zum raschen Anstieg der Arbeitslosigkeit führen wird.

In den 50er und frühen 60er sowie auch noch in den ersten 70er Jahren war die Situation genau umgekehrt: Die Kombination aus Produktivitätswachstum und Arbeitszeitverkürzung war nämlich insgesamt stärker als die jeweilige Steigerungsrate der Arbeitsproduktivität. Die Zahl der Beschäftigten ist in diesen Perioden daher bekanntlich rasch gestiegen. So konnte zunächst die nach dem 2. Weltkrieg bestehende Arbeitslosigkeit abgebaut werden, und später wurden darüber hinaus zusätzliche Arbeitskräfte aus dem Ausland in den Produktionsprozeß eingegliedert.

Auf der Basis des permanenten technischen Fortschritts ist eine laufende Verkürzung der Arbeitszeit also *möglich*. Aufgrund der mit dem technischen Fortschritt einhergehenden stetigen Erhöhung der Belastung am Arbeitsplatz sowie aufgrund der Senkung des erforderlichen Zeitaufwandes bei gleichbleibender Produktion ist die Verkürzung der Arbeitszeit sowohl unter humanisierungs- als auch unter arbeitsmarktpolitischen Gesichtspunkten aber auch *notwendig*.

3. Formen der Arbeitszeitverkürzung und ihre jeweiligen Auswirkungen auf die Humanisierung der Arbeit sowie auf den Arbeitsmarkt

3.1 Herabsetzung des Rentenalters

Eine Herabsetzung des Rentenalters für Männer auf 60 Jahre und für Frauen auf 58 Jahre würde gegenwärtig dem Arbeitsmarkt rein rechnerisch etwa 180 000 Arbeitskräfte entziehen. Für die Unternehmer würde die Durchführung dieser Maßnahme bedeuten, daß gerade jene Gruppe von Arbeitnehmern aus dem Erwerbsleben ausscheidet, die aufgrund ihrer meist langen Betriebszugehörigkeit erstens relativ hoch bezahlt ist und von der zweitens angenommen wird, daß sie durch häufigere krankheitsbedingte Fehlzeiten nur noch eingeschränkt einsatzfähig ist. Bei früherer Verrentung dieser Arbeitnehmer könnten die Arbeitgeber

an deren Stelle jüngere und von daher stärker belastbare Arbeitnehmer einsetzen. Da in einem solchen Falle zunächst die Betriebszugehörigkeitsprämien entfallen, wären die jüngeren Arbeitnehmer für die Unternehmen sogar noch billiger.

Wohl würde durch die Herabsetzung des Rentenalters die Zahl der Erwerbslosen sinken, aber zusätzliche Beschäftigung wäre damit nicht geschaffen. Diese Maßnahme bedeutet also eine reine Umschichtung: Ältere Arbeitnehmer scheiden aus der Gruppe der Erwerbspersonen aus und werden an ihrem Arbeitsplatz durch jüngere Arbeitnehmer ersetzt. Es handelt sich also hier nicht um eine Erhöhung der Beschäftigung, sondern um eine Verringerung der Erwerbspersonenzahl. Dies ist natürlich kein Grund, einer solchen Maßnahme nicht zuzustimmen, da die Senkung des Rentenalters eine sozial sinnvolle Maßnahme darstellt. Einen interessanten Weg in diese Richtung hat die Gewerkschaft Nahrung-Genuß-Gaststätten (NGG) im Bereich der Zigarettenindustrie eingeschlagen. Den Arbeitnehmern steht es hier (allerdings bisher erst ab dem 60. Lebensjahr) frei, zwischen folgenden zwei Angeboten zu wählen: Entweder bei Weiterzahlung von 75 % des Lohns ganz aus dem Erwerbsleben auszuschneiden — oder bei weiterhin 100%igem Lohn nur noch 20 Stunden pro Woche zu arbeiten. Erfahrungsgemäß wird vor allem die zweite Möglichkeit von den betreffenden Arbeitnehmern wahrgenommen. Der große Vorteil dieser Regelung liegt darin, daß der Übergang vom Erwerbsleben in das Rentner-Dasein nicht so abrupt wie bisher allgemein üblich verläuft. Die körperliche Beanspruchung wird allmählicher abgebaut, der soziale Kontakt am Arbeitsplatz wird nicht schlagartig abgebrochen. Gleichzeitig ergeben sich durch die Verkürzung der Arbeitszeit auf 20 Wochenstunden für die betreffenden Arbeitnehmer mehr Gelegenheiten, noch vor dem endgültigen Übergang in das Rentnerdasein soziale Kontakte außerhalb des Arbeitszusammenhanges aufzubauen bzw. zu intensivieren.

3.2 Verlängerung der Schulpflicht

Eine Verlängerung der allgemeinen Schulpflicht um ein Jahr bzw. die Einführung eines allgemeinen Berufsgrundbildungsjahres würde dem Arbeitsmarkt gegenwärtig etwa 200000 bis 300000 Arbeitskräfte entziehen. Gegen ein solches Vorhaben ist der Widerstand der Unternehmer relativ gering, denn auch die jugendlichen Schulabgänger stellen eine Arbeitnehmergruppe dar, deren Einsatzfähigkeit im Betrieb aufgrund der notwendigen Bestimmungen des Jugendschutzgesetzes verhältnismäßig beschränkt ist (Verbot der Akkord- und Nachtschichtarbeit für Jugendliche, Berufsschulpflicht etc.). Strittig ist eher die inhaltliche Ausgestaltung der zusätzlichen Schulzeit und deren Anrechenbarkeit auf die Berufsschulpflicht bzw. auf die Lehrzeit.

Eine Verlängerung der Schulzeit würde das Eintrittsalter in das Berufsleben erhöhen und damit die Periode der Wirksamkeit des Jugendschutzgesetzes verkürzen. Die Qualifikation der Schulabgänger würde sich verbessern. An der Finanzierung der Schulzeitverlängerung wären die Arbeitgeber (ähnlich wie bei der

Finanzierung der Senkung des Rentenalters) jedoch kaum beteiligt. Die Kosten der verlängerten Schulpflicht hätten vorwiegend individuell die Eltern der betreffenden Jugendlichen — in Form des Lebensunterhaltes — sowie allgemein die Steuerzahler — in Form der Finanzierung der Schulen — zu tragen.

Auch bei dieser Maßnahme würden, außer im Schulbereich selbst, keine zusätzlichen Arbeitsplätze entstehen. Der positive arbeitsmarktpolitische Effekt würde sich hierbei lediglich aus einer Verringerung der Erwerbspersonenzahl ergeben. Diese Tatsache darf natürlich wiederum kein Argument gegen die mögliche sinnvolle Ausdehnung der Schulzeit sein, zumal die Bundesrepublik im internationalen Vergleich ohnehin einen unrühmlichen Platz einnimmt.

3.3 Verkürzung der wöchentlichen Arbeitszeit

Eine Verkürzung der Wochenarbeitszeit von 40 auf 35 Stunden würde gegenwärtig dem Arbeitsmarkt rein rechnerisch bei 21 Millionen Erwerbspersonen rund 105 Millionen Arbeitsstunden pro Woche entziehen. Das entspricht bei einer 35-Stunden-Woche dem zusätzlichen Bedarf von 3 Millionen Arbeitskräften. Da die offizielle Arbeitslosenziffer »nur« etwa 1 Million beträgt, zeigt sich, daß bereits die Einführung der 38-Stunden-Woche rein rechnerisch das Arbeitslosenproblem beseitigen würde.

Gegen die Verkürzung der wöchentlichen Arbeitszeit ist der Widerstand der Unternehmer jedoch besonders stark. Das erklärt sich erstens daraus, daß eine Verkürzung der Arbeitszeit von 40 auf 35 Stunden pro Woche bei vollem Lohnausgleich einer Erhöhung des Stundenlohnes um etwa 14,3% gleichkäme. Zweitens wären die Unternehmer in diesem Falle — im Gegensatz zu den beiden oben diskutierten Formen der Arbeitszeitverkürzung — tatsächlich gezwungen, zusätzliche Arbeitskräfte einzustellen, wenn sie unter sonst gleichen Umständen das Produktionsvolumen halten wollen. Für die zusätzlichen Arbeitnehmer wären neben dem direkten Lohn auch vermehrte Lohnnebenkosten zu entrichten. In einzelnen zum Zeitpunkt der Arbeitszeitverkürzung gut ausgelasteten Betrieben wären die betreffenden Unternehmen obendrein gezwungen, auch *zusätzliche Arbeitsplätze* einzurichten, wenn die Produktion in voller Höhe aufrechterhalten werden soll. Neben den erhöhten Lohnkosten können bei dieser Form der Arbeitszeitverkürzung in den gut ausgelasteten Unternehmen also auch zusätzliche Kosten für die Einrichtung neuer Arbeitsplätze (Erweiterungsinvestitionen) entstehen. Der für die Unternehmer positive Aspekt der beiden zuerst diskutierten Varianten der Verkürzung der (Lebens-)Arbeitszeit, nämlich die Ausklammerung von nicht optimal einsatzfähigen Arbeitskräften, entfällt bei der Verkürzung der wöchentlichen Arbeitszeit.

Für die Arbeitnehmer stellt die Verringerung der wöchentlichen Arbeitszeit, z.B. auf 35 Stunden, eine deutliche Verringerung des vorzeitigen Kräfteverschleißes dar. Die dadurch gleichzeitig bewirkte Ausdehnung der arbeitsfreien Zeit ist von größerer Bedeutung, als es auf den ersten Blick erscheinen mag. Dies wird deutlich, wenn man für einen Normalarbeitstag die gegenwärtig tatsächlich

frei verfügbare Zeit ermittelt, also neben der reinen Arbeitszeit auch den Zeitbedarf für die Anfahrwege zur Arbeit abzieht. Insbesondere im (zunehmenden) Zwei-Schichten-Betrieb würde eine Verkürzung der Arbeitszeit auf 7 Stunden täglich für die betreffenden Arbeitnehmer von erheblicher Bedeutung sein. Da bisher die 2. Schicht normalerweise gegen 22.00 Uhr endet, ist für Schichtarbeiter in diesen Arbeitswochen die Teilnahme am sozialen und kulturellen Leben nicht möglich. Durch den ständigen Schichtwechsel bzw. durch die ständige Wiederkehr der Spätschicht hat das in der Regel auch die Wirkung, daß den Schichtarbeitern bestimmte regelmäßige Aktivitäten in Gruppen oder Organisationen praktisch verwehrt sind. Der Verkürzung der Schichtdauer von 8 auf 7 Stunden würde dazu führen, daß die Spätschicht bereits um 20.00 Uhr endet. Dadurch könnte sich der Aktionsradius der betreffenden Schichtarbeiter erheblich erweitern. So ist damit zu rechnen, daß die Einführung des 7-Stunden-Tages erhebliche positive Auswirkungen auf die Betätigungsmöglichkeiten der Schichtarbeiter in ihrer Freizeit hätte.

Eine weitere Art der Verkürzung der täglichen Arbeitszeit wäre die Einführung bzw. die Verlängerung bezahlter Pausen innerhalb des 8-Stunden-Tages. Diese Variante der Arbeitszeitverkürzung führt ebenso wie die Verkürzung der Schichtdauer zu einem zusätzlichen Bedarf an Arbeitskräften, wenn die betreffenden Beschäftigten zum Zeitpunkt der Einführung der neuen Pausenregelung voll ausgelastet sind und die Produktion im vorherigen Umfang aufrechterhalten werden soll. Ob — zumindest in Engpaßbereichen — auch Erweiterungsinvestitionen erforderlich werden, hängt außer vom Auslastungsgrad der Anlagen u. a. auch davon ab, ob die Maschinen während der Pausen abgestellt und der Produktionsprozeß damit tatsächlich unterbrochen wird, oder ob die Produktion kontinuierlich weiterläuft. In einem solchen Fall pausieren die Arbeiter zeitlich verschoben und werden durch zusätzliche Arbeiter abgelöst, die der Reihe nach an verschiedenen Arbeitsplätzen tätig sein können. In beiden Fällen entsteht also zumindest ein zusätzlicher Arbeitskräftebedarf zum Ausgleich der individuell verkürzten Arbeitszeit. Durch die Verkürzung der effektiven Arbeitszeit durch zusätzliche Pausen wird der Verschleiß der Arbeitskraft vermindert. Zudem verbessern sich dadurch die Möglichkeiten des Informationsaustausches der Arbeitnehmer innerhalb des Betriebes erheblich — eine Notwendigkeit insbesondere an solchen Arbeitsplätzen, an denen während des normalen Produktionsablaufes kaum Kontakte der Beschäftigten untereinander möglich sind. Die arbeitsfreie Zeit außerhalb des Betriebes wird durch eine solche Regelung allerdings nicht erweitert, was für viele Personen mit erheblichen außerbetrieblichen Belastungen, vor allem für Frauen mit Kindern, weniger attraktiv ist als eine Verkürzung der Schichtdauer.

3.4 Verlängerung des Jahresurlaubs

Eine allgemeine Verlängerung des Jahresurlaubs um einen Tag entzieht dem Arbeitsmarkt gegenwärtig ein Arbeitsvolumen von umgerechnet etwa 100 000

Arbeitskräften. Rein rechnerisch könnte also durch eine Verlängerung des Jahresurlaubs um 10 Tage die offiziell ausgewiesene Arbeitslosigkeit annähernd beseitigt werden. Ein 14-tägiger Bildungsurlaub für alle Arbeitnehmer würde rechnerisch den Arbeitsmarkt um ebenfalls etwa 100000 Kräfte entlasten, sofern er von mindestens 10 % der Berechtigten in Anspruch genommen würde. Wie die Verkürzung der Wochenarbeitszeit würde auch die Verlängerung des Jahresurlaubs die Einrichtung von zusätzlichen Arbeitsplätzen erfordern und zu den erwähnten Folgekosten führen. Dementsprechend wehren sich die Unternehmer gegen eine Verlängerung des bezahlten Jahresurlaubs nahezu ebenso energisch wie gegen eine Herabsetzung der Wochenarbeitszeit unter die 40-Stunden-Marke.

Der besondere Erholungswert einer Urlaubsverlängerung liegt darin, daß sich der menschliche Körper erfahrungsgemäß erst nach etwa drei Wochen auf einen neuen Tagesrhythmus voll einzustellen vermag, so daß die eigentliche Erholungszeit innerhalb eines Urlaubs erst nach Ablauf von drei Wochen einsetzt. Die Verlängerung des Jahresurlaubs würde den Erholungswert in diesem Sinne also erheblich erhöhen.

Ein gewichtiger Unterschied zwischen der Verkürzung der Arbeitszeit in Form der Senkung der wöchentlichen Arbeitszeit bzw. in Form der Verlängerung des Jahresurlaubs liegt für die Unternehmer in den jeweiligen propagandistischen Wirkungen dieser Alternativen. Die Verkürzung der wöchentlichen Arbeitszeit von 40 auf 39 Stunden entspricht nämlich einer prozentualen Senkung der Arbeitszeit von 2,5 %. Die Verlängerung des Jahresurlaubs um einen Tag entspricht dagegen bei gegenwärtig rund 200 Arbeitstagen pro Jahr nur einer Arbeitszeitverkürzung von 0,5 %. Das heißt, daß eine Verkürzung der Wochenarbeitszeit um eine Stunde erst durch 5 Tage bzw. eine komplette Woche zusätzlichen Jahresurlaubs rechnerisch aufgewogen würde. Unter dem Gesichtspunkt der Senkung des Arbeitsvolumens entspricht also die Verwirklichung der 35-Stunden-Woche einer Verlängerung des Jahresurlaubs um etwa 5 Wochen! Bei vollem Lohnausgleich entspräche das, wie bereits ausgeführt, einem Anstieg des Stundenlohns von etwa 14,3 %. Während aber die Forderung nach Einführung der 35-Stunden-Woche in weiten Kreisen der Beschäftigten selbst, aber auch z.T. in der breiten Öffentlichkeit, noch auf eine relativ große Zustimmung oder zumindest doch auf ein gewisses Verständnis stößt, würden die quantitativ vergleichbaren Forderungen nach 14 % mehr Lohn oder nach 5 Wochen zusätzlichem Jahresurlaub bei dem gleichen Personenkreis meist auf Unverständnis stoßen. Die Arbeitgeber bieten in Tarifauseinandersetzungen daher am ehesten 2 oder 3 Tage mehr Urlaub an. Dies ist nämlich jene Form des Zugeständnisses seitens der Arbeitgeber, in der mit dem relativ geringsten Aufwand (pro zusätzlichen Urlaubstag also etwa 0,5 % mehr Lohn bzw. weniger Jahresarbeitszeit) das scheinbar großzügigste Angebot gemacht wird, das in Wirklichkeit aber weit weniger darstellt als etwa die Einführung der 39-Stunden-Woche.

Die Möglichkeiten, die sich aus einer gezielten Nutzung des technischen Fort-

schritts für den sozialen Fortschritt ergeben, lassen sich an folgenden Beispielen veranschaulichen:

Wenn nur ein Drittel der laufenden jährlichen Produktivitätssteigerungen über einen Zeitraum von 10 Jahren konsequent für die Verkürzung der Arbeitszeit eingesetzt werden würde, so ließen sich alternativ folgende Ziele verwirklichen:

- *Einführung der 35-Stunden-Woche oder:*
- *Verlängerung des Jahresurlaubs auf 11 Wochen oder:*
- *Senkung des Rentenalters auf 53 Jahre oder:*
- *Verlängerung der Schulzeit um 5 Jahre.*

4. Die Argumente gegen die Verkürzung der Arbeitszeit

Von verschiedenen Seiten, besonders von Seiten der Arbeitgeber werden eine Reihe von Argumenten vorgetragen, die die positiven Wirkungen der Arbeitszeitverkürzung auf den Arbeitsmarkt und/oder auf die Humanisierung der Arbeit in Frage stellen sollen. Auf die zentralen Kritikpunkte wird an dieser Stelle eingegangen, um daraus Schlußfolgerungen für die gewerkschaftlichen Strategien abzuleiten.

Die *erste Ebene der Kritik* an der Forderung nach Arbeitszeitverkürzung setzt bereits an ihrer »*Machbarkeit*« an. Es wird behauptet, daß nur in Großbetrieben eine Arbeitszeitverkürzung zu Neueinstellungen führen könnte. In Kleinbetrieben, z.B. in einem 5-Mann-Betrieb, dagegen führe die Verkürzung der Arbeitszeit um z.B. eine Stunde je Woche nur zu einer Verringerung des betrieblichen Arbeitsvolumens von 5 Wochenstunden, durch die aber die Einstellung einer zusätzlichen Kraft mit 39 Stunden nicht gerechtfertigt wäre. Zudem würde die Arbeitszeit von sehr unterschiedlich qualifizierten Arbeitnehmern um jeweils eine Stunde verkürzt; eine deshalb zusätzlich einzustellende weitere Arbeitskraft müsse demzufolge höchst unterschiedliche Arbeitsplätze auszufüllen in der Lage sein und eine entsprechend vielfältige Qualifikation aufweisen.

Gegen diese Argumente ist einzuwenden, daß die Volkswirtschaft der Bundesrepublik nicht durch Klein-, sondern durch Mittel- und Großbetriebe gekennzeichnet ist. Aber selbst in Kleinbetrieben ist (wie in der Vergangenheit etwa beim allmählichen Übergang von der 48- zur 40-Stunden-Woche) eine Verkürzung der Arbeitszeit betriebsorganisatorisch sehr wohl möglich. In verschiedenen, aktuell schlecht ausgelasteten Betrieben würde eine sonst anstehende Entlassung wieder entfallen. In gut ausgelasteten Unternehmen dagegen könnte es passieren, daß infolge der Arbeitszeitverkürzung keine Neueinstellungen erfolgen, dafür aber nicht jeder Auftrag angenommen werden kann. Die auf diese Weise nicht zum Zuge kommenden Kunden würden sich an andere Unternehmen wenden, die dann infolge der Arbeitszeitverkürzung einerseits und gewisser Zuwächse an Nachfrage andererseits tatsächlich Neueinstellungen vornehmen.

Was die erforderliche Berufsqualifikation der neu Einzustellenden betrifft, so ist anzumerken, daß bekanntlich auch ohne Arbeitszeitverkürzungen laufend

Neueinstellungen bzw. Entlassungen selbst in den Kleinbetrieben stattfinden, also arbeitsorganisatorisch durchaus »machbar« sind. In derartigen Fällen wird die betriebsinterne Arbeitsverteilung neu geregelt. Wenn Neueinstellungen in Boomphasen für die Kleinunternehmen »machbar« sind, so sind sie es auch als Folge von Arbeitszeitverkürzungen.

Von den Arbeitgebern wird überdies behauptet, daß eine weitere Arbeitszeitverkürzung schon deshalb nicht durchzuführen sei bzw. gegebenenfalls zu schweren Störungen im Wirtschaftsablauf führen müßte, weil schon heute ein Facharbeitermangel bestehe. Dieser würde bei einer allgemeinen Verkürzung der Arbeitszeit nur noch vergrößert. Aufgrund des Mangels an Fachkräften könnten also keine Neueinstellungen erfolgen, so daß als Reaktion auf weitere Arbeitszeitverkürzungen entweder mehr Überstunden angesetzt oder bestimmte Aufträge zurückgegeben werden müßten.

Dem ist entgegenzuhalten, daß die Arbeitgeber im Berufsausbildungssystem der Bundesrepublik ja selbst das Angebot an Lehrstellen bestimmen. Dieses Angebot an Lehrstellen hat aber schon seit etlichen Jahren hintereinander mit der Nachfrage weder quantitativ noch qualitativ mithalten. Sofern nun vereinzelt tatsächlich ein Mangel an Fachkräften bestehen sollte, trifft die Schuld daran mit Sicherheit nicht die Gewerkschaften oder diejenigen Jugendlichen, die jahrelang nach qualifizierten Lehrstellen gesucht haben und die noch immer suchen, sondern diese Kritik trifft die Arbeitgeber selbst. Offensichtlich haben sie dann am eigenen Facharbeiterbedarf jahrelang vorbeigeplant.

Die *zweite Ebene der Kritik* an den Forderungen nach einer Verkürzung der Arbeitszeit setzt an der *Wirksamkeit* dieser Maßnahmen an. Hier wird unterstellt, daß die Verkürzung der Arbeitszeit keineswegs zu der erhofften Mehrbeschäftigung führe, sondern durch zusätzliche Rationalisierungen und Intensivierungen der Arbeit ganz oder teilweise aufgefangen würden. Als weiteres Argument wird angeführt, daß die Arbeitgeber anstelle von Neueinstellungen gegebenenfalls eher Überstunden bzw. Sonderschichten ansetzen.

In der Tat ist es so, daß die oben dargestellten rein rechnerischen Effekte verschiedener Formen der Arbeitszeitverkürzung sich auf dem Arbeitsmarkt in der Realität nicht in vollem Umfang verwirklichen lassen. Ein Großteil der rechnerisch ermittelten Wirkungen einzelner Maßnahmen der Arbeitszeitverkürzung geht durch laufende Rationalisierungen und weitere Intensivierungen der Arbeit ohne Zweifel verloren. Die Angaben über diesen »Sicker-Effekt« schwanken zwischen 30 - 60%. Der tatsächliche Beschäftigungseffekt einer konkreten Arbeitszeitverkürzung kann jedoch nicht allein am Umfang der nachweisbaren Neueinstellungen abgelesen werden. Vielmehr ist dazu neben dem Abbau von Kurzarbeit auch das Ausmaß der durch die Arbeitszeitverkürzung vermiedenen Entlassungen zu rechnen — diese sind in der Realität statistisch aber nicht zu erfassen. Das bedeutet, daß der tatsächliche Beschäftigungseffekt einer konkreten Arbeitszeitverkürzung stets höher ist als er statistisch ausgewiesen wird.

Dagegen ist die These, daß die Verkürzung der Arbeitszeit zusätzliche Ratio-

nalisationen und Intensivierungen der Arbeit provozieren würden, nur begrenzt haltbar, wenn man davon ausgeht, daß die Unternehmer zu *jeder Zeit* daran interessiert sind, Arbeitszeit einzusparen. Wann immer sie also technisch, organisatorisch und finanziell zu Rationalisierungen und/oder Intensivierungen der Arbeit in der Lage sind, werden sie diese durchführen — unabhängig davon, ob zum gleichen Zeitpunkt die Arbeitszeit verkürzt worden ist oder nicht.

Vermehrte Überstunden als Folge von Arbeitszeitverkürzungen sind in der Regel nur die erste, kurzfristige und übergangsweise Reaktion der Unternehmer, da die dauerhafte Durchführung von umfangreichen Überstunden den Unternehmen selbst zu teuer ist. Würden die Unternehmen tatsächlich dauerhaft Überstunden als Ausgleich verlangen, so hätte sich im Verlauf der Geschichte des gewerkschaftlichen Kampfes um die Verkürzung der Arbeitszeit bereits ein riesiges Volumen an Überstunden ansammeln müssen. In Wirklichkeit aber schwankt der Umfang der durchschnittlich pro Kopf geleisteten Überstunden in der Industrie der Bundesrepublik seit Jahren je nach Stand der Konjunktur um etwa 1,5 bis 3,5 Stunden pro Woche.

Eine *dritte Ebene der Kritik* an der Verkürzung der Arbeitszeit zielt darauf ab, weder die Durchführbarkeit von Arbeitszeitverkürzungen noch deren Wirkungen auf das erforderliche Arbeitsvolumen unmittelbar in Frage zu stellen, sondern diese *negativ zu interpretieren*. So behauptete z.B. der derzeitige FDP-Wirtschaftsminister der Bundesregierung gerade in letzter Zeit wiederholt, daß jede weitere Verkürzung der Arbeitszeit in der Bundesrepublik die internationale Wettbewerbsfähigkeit der heimischen Industrie gefährden müsse und daher sogar weitere Arbeitsplätze gefährde anstatt neue zu schaffen. Dem ist jedoch entgegenzuhalten:

1. Die internationale Wettbewerbsfähigkeit einer Volkswirtschaft ist in keiner Weise abhängig von der Zahl pro Tag, Woche oder Jahr geleisteten Arbeitsstunden pro Erwerbstätigen, sondern vor allem vom erreichten Stand der Produktivität. Hier aber liegt die Bundesrepublik im internationalen Vergleich — selbst gegenüber dem Durchschnitt der japanischen Industrie — sehr gut. Während in Japan im Jahre 1979 ein Sozialprodukt je Einwohner in Höhe von 8820 US-Dollar erzeugt wurde, waren es in der Bundesrepublik im gleichen Jahr trotz einer um etwa 15% geringeren Jahresarbeitszeit — 12320 US-Dollar. Die Wirtschaftsleistung pro Einwohner lag damit in der Bundesrepublik trotz geringerer Arbeitszeit um etwa 40% höher als in Japan. Ferner belegen auch die nahezu ununterbrochenen Überschüsse in der Handelsbilanz der Bundesrepublik eindeutig die nach wie vor hohe Konkurrenzfähigkeit der westdeutschen Industrie.

2. Die Bundesrepublik ist keineswegs das Land mit der kürzesten Arbeitszeit pro Woche, Jahr oder Erwerbsleben. In verschiedenen Bereichen des europäischen Auslandes wird schon heute die 40-Stunden-Woche unterschritten — das gilt übrigens sogar für bestimmte Bereiche in der Metall- und in der Nahrungs- und Genußmittelindustrie in der Bundesrepublik. In zahlreichen Ländern ist die durchschnittliche Zahl der jährlichen Arbeitsstunden pro Industriearbeiter deut-

lich niedriger als in der Bundesrepublik. So betrug die durchschnittliche Arbeitsstundenzahl pro Industriearbeiter im Jahr in der Bundesrepublik 1762 und z.B. in Schweden 1513 Stunden.

5. Anmerkungen für gewerkschaftliche Schlußfolgerungen

Aus den diskutierten Problemen bzw. Gegenargumenten zur Arbeitszeitverkürzung lassen sich nun für die gewerkschaftliche Praxis einige Schlußfolgerungen ableiten:

— Aufgrund der Tatsache, daß Arbeitszeitverkürzungen zumindest vorübergehend zu einem gewissen Teil Überstunden anstelle von Neueinstellungen zur Folge haben, ist zu überlegen, wie der Rückgriff der Arbeitgeber auf Mehrarbeit der bereits Beschäftigten eingeschränkt werden könnte. Die aus dem Jahre 1938 (!) stammende Arbeitszeitordnung (AZO) geht noch immer von der 48-Stunden-Woche als Normalarbeitszeit aus und gesteht mit der Festschreibung von 60 Wochenstunden als höchstzulässiger Arbeitszeit den Unternehmern eine viel zu große Möglichkeit der Anordnung von Überstunden zu. Daher muß die AZO vom Gesetzgeber dringend auf den heutigen Stand der Realität gebracht, d.h. auf der Grundlage der 40-Stunden-Woche neu gefaßt werden. Das jahrelange gewerkschaftliche Drängen gegenüber den politischen Parteien im Bundestag auf eine entsprechende Änderung der AZO ist jedoch bisher ergebnislos geblieben. Deshalb wäre zu überlegen, in welchem Rahmen die Möglichkeit besteht, in den Manteltarifverträgen zur Arbeitszeitverkürzung gleichzeitig Regelungen durchzusetzen, die zumindest ein bestimmtes Maß an Umsetzung von Verkürzungen der Arbeitszeit in Neueinstellungen anstelle von Überstunden sicherstellen.

— Der Umstand (und die permanente Drohung der Arbeitgeber), daß die rein rechnerischen Effekte einer bestimmten Arbeitszeitverkürzung in der Realität nur in einem mehr oder weniger abgeschwächten Ausmaß in Neueinstellungen umgesetzt werden, kann nicht bedeuten, daß die Verkürzung der Arbeitszeit als gewerkschaftliche Waffe im Kampf für die Verbesserung der Lebensbedingungen der Arbeiter und für die Wiedererlangung der Vollbeschäftigung unzweckmäßig ist. Im Gegenteil: In dem Maße, in dem der rein rechnerische Effekt einer gegebenen Arbeitszeitverkürzung durch Gegenmaßnahmen der Arbeitgeber unterlaufen wird, muß die gewerkschaftliche Zielsetzung bezüglich der Verringerung der Arbeitszeit noch über jenes Maß hinausgehen, das rein rechnerisch bereits zur Erzielung der Vollbeschäftigung ausreichen würde.

Die trotz aller gegebenen Schwierigkeiten und Hemmnisse insgesamt positiven beschäftigungspolitischen Wirkungen der Arbeitszeitverkürzung kann man sich daran verdeutlichen, daß die aktuelle Arbeitslosigkeit in der Bundesrepublik bei dem heutigen Produktionsvolumen erheblich höher wäre, wenn es die schrittweise durchgeführten Verkürzungen der Arbeitszeit in den 50er, 60er und 70er Jahren nicht gegeben hätte. Nach Berechnungen der IG-Metall hätte es z.B. im Jahre 1975 etwa 5 Millionen weniger Beschäftigte bzw. 5 Millionen mehr Arbeitslose in der Bundesrepublik gegeben, wenn in jenem Jahr noch immer die

Regelarbeitszeit von 1950, nämlich die 46-Stunden-Woche gegolten hätte (vgl. Der Gewerkschafter, Nr. 7/78).

— Bekanntlich ist ein Großteil der Arbeitnehmer durchaus bereit, auf eine Forderung des Arbeitgebers nach Ableistung von Überstunden oder Sonderschichten »freiwillig« einzugehen. Die Ursache dafür liegt vor allem in der Tatsache, daß viele Arbeitnehmer auf den zusätzlichen Verdienst dringend angewiesen sind. Dieses Problem kann längerfristig gelöst werden, wenn der reale Stundenlohn weiter steigt und so der Bereitschaft zur Ableistung von Mehrarbeit die Basis entzogen wird. Daraus folgt, daß die Umsetzung des technischen Fortschritts in soziale Verbesserungen weder in Form reiner Reallohnsteigerungen noch in Form reiner Arbeitszeitverkürzungen erfolgen sollte. Vielmehr ist eine Kombination aus Arbeitszeitverkürzungen und Reallohnsteigerungen als optimal anzusehen, zumal auch damit gerechnet werden muß, daß mit zunehmender Freizeit der Aktionsradius der Arbeitnehmer und damit auch ihr Geldbedarf größer werden wird. Entsprechend kann die Forderung nicht nur lauten: »Arbeitszeitverkürzung mit vollem Lohnausgleich«; sie muß vielmehr weitergehend lauten: »Arbeitszeitverkürzung *und* Lohnerhöhung«.

— Die Durchsetzung gewerkschaftlicher Forderungen hängt grundsätzlich von der Kampfbereitschaft der Kollegen für diese Ziele ab sowie von den objektiven Möglichkeiten, die Arbeitgeber zu einem bestimmten Zeitpunkt unter Druck setzen zu können. Gerade im Hinblick auf die Forderung nach Arbeitszeitverkürzung ist je nach konjunktureller Lage in der Regel jedoch nur jeweils eine der beiden Bedingungen annähernd erfüllt. In Boomphasen, in denen die laufende Produktion umgehend abgesetzt wird, sind die Arbeitgeber bekanntlich relativ leicht zu Zugeständnissen zu drängen, weil in einer solchen Periode jede Produktionsunterbrechung eine dauerhafte Umsatzeinbuße bedeuten kann. Da in den Boomphasen jedoch keine oder nur eine geringe Arbeitslosigkeit besteht, entfällt für die Arbeitnehmer in einer solchen Lage das arbeitsmarktpolitische Motiv, sich für Arbeitszeitverkürzungen einzusetzen. Naturgemäß stellt jede Arbeitszeitverkürzung einen Abzug vom rein lohnpolitischen Verteilungsspielraum dar; es liegt daher die Tendenz nahe, daß sich die Arbeitnehmer bei Vollbeschäftigung eher für Lohnerhöhungen als für Arbeitszeitverkürzungen einsetzen.

Der arbeitsmarktpolitische Aspekt einer Verkürzung der Arbeitszeit ist vor allem in der Krise, also bei hoher Arbeitslosigkeit von Bedeutung. Die Bereitschaft der Kolleginnen und Kollegen, sich für Arbeitszeitverkürzungen einzusetzen, ist dann größer. Da in den Krisenperioden aber auch die Produktionsanlagen schlecht ausgelastet und die Warenlager überfüllt sind, ist es jetzt außerordentlich schwer, die Arbeitgeber etwa durch Streikandrohungen zu Zugeständnissen zu bewegen.

Vor Beginn des Streiks in der Stahlindustrie zur Jahreswende 1978/79 z.B., als es der IG-Metall um den Einstieg in die 35-Stunden-Woche ging, waren die Produktionsanlagen nur zu etwa 50 bis 60% ausgelastet. Die Lager bei den Her-

stellern selbst, beim Großhandel sowie bei den Stahlverarbeitern waren gefüllt. Trotz wochenlanger Streiks wurde deshalb kein stahlverarbeitendes Unternehmen von Stahlknappheit betroffen. Der wochenlange Produktionsausfall hatte nicht einmal eine echte Umsatzeinbuße der Stahlhersteller zur Folge. Während des Streiks wurden lediglich die Lagervorräte aufgebraucht, die nach Beendigung der Arbeitsniederlegungen wieder aufgefüllt werden konnten. Um die Arbeitgeber ökonomisch wirksam zu treffen, hätte der Streik seinerzeit noch erheblich länger geführt werden müssen. Dabei wäre die IG-Metall aber wahrscheinlich bald an die Grenzen ihrer finanziellen Möglichkeiten gestoßen. So haben die Kollegen der Stahlindustrie, die seit Jahren einen rasanten Abbau ihrer Arbeitsplätze mitansehen mußten und von daher eine hohe Kampfbereitschaft unter Beweis stellten, trotzdem nicht den erhofften Durchbruch bei der Erreichung der 35-Stunden-Woche erzielt.

Für die Gewerkschaften ergibt sich zusammengefaßt also folgende Dilemma: Entweder ist die Bereitschaft der Kolleginnen und Kollegen relativ hoch, sich für Arbeitszeitverkürzungen einzusetzen, aber die Arbeitgeber sind wegen der schlechten Auslastung der Produktionsanlagen ökonomisch kaum wirksam zu treffen (in der Krise) — oder die gewerkschaftlichen Forderungen sind vergleichsweise gut durchsetzbar (im Boom), aber die Erwartungen der Mitglieder beziehen sich wegen des dringenden Nachholbedarfs stärker auf Lohnanhebungen.

Eine der schwierigen Aufgaben für alle DGB-Gewerkschaften liegt darin, ihre Mitglieder längerfristig und konzentriert auf das Ziel der 35-Stunden-Woche bzw. auf die Verkürzung der Arbeitszeit allgemein hin zu orientieren, um so die Durchsetzung dieser Forderungen wirkungsvoller angehen zu können.

**Sie lesen es gelegentlich?
Man kann es abonnieren!**

frontal

Das sozialistische Studentenmagazin · Verbandsorgan des SHB

Informiert regelmäßig über

- Hochschule und Bildung
- Sozialdemokratie und Arbeiterbewegung
- Internationales und Kultur

frontal ist

- parteilich – für die Interessen der Studenten, der Arbeitenden und Lernenden
- abhängig – von der Unterstützung seiner Leser

Probenummern anfordern oder gleich abonnieren.



-
- Ich möchte frontal kennenlernen und bitte um Zusendung eines kostenlosen Probeexemplars.
 - Ich möchte frontal für zunächst ein Jahr abonnieren. Kostenpunkt: 12 Mark für 6 Hefte (einschließlich Porto).

Name: _____ Vorname: _____

Straße: _____ PLZ, Wohnort: _____

Datum: _____ Unterschrift: _____

**Bitte ausschneiden und einsenden an
frontal, Postfach 17 02 03, 5300 Bonn 1**

Klaus Peter Kisker

Gewerkschaftliche Solidarität in der Krise

Der Vorsitzende der Automobilarbeiter-Gewerkschaft der USA, *Fraser*, hat im Mai 1980 den Schutz der amerikanischen Automobilindustrie, insbesondere vor den japanischen Importen, gefordert. Er kündigte eine Klage an, die die Regierung zwingen soll, den Pkw-Import mengenmäßig zu beschränken, Zusatzzölle zu erheben oder ein Selbstbeschränkungsabkommen mit Japan auszuhandeln.¹ Der erste Vorsitzende der IG-Metall, *Eugen Loderer*, warnte die Japaner, ihre Exportoffensive auf dem westdeutschen Automobilmarkt fortzusetzen und kündigte Maßnahmen an, wenn die Japaner den Europäern keine Atempause gönnen.² Der Leiter der wirtschaftspolitischen Abteilung beim Vorstand der IG-Chemie, *Manfred Krüper*, warnt die deutschen Anlagenbauer vor der Lieferung eines Petrochemie-Kombinats an die UdSSR.³ Ein solches Werk, das im wesentlichen mit Produkten bezahlt werden soll, die nach Fertigstellung in diesem Kombinat hergestellt werden, gefährdet nach Ansicht der IG-Chemie westdeutsche Arbeitsplätze. Diese und ähnliche Meldungen z.B. aus Großbritannien, Frankreich und Italien lassen aufhorchen: Nehmen die Gewerkschaften Abschied von dem Prinzip des möglichst ungehinderten Welthandels, Abschied vom Programm der internationalen Solidarität, und suchen sie Zuflucht in protektionistischen Maßnahmen? *Loderer* hat sich bei der Warnung an die Japaner zwar gegen einen »blinden Protektionismus« ausgesprochen und betont, daß die IG-Metall immer zu einem möglichst ungehinderten Welthandel gestanden habe, aber er fügt dem hinzu: »Würde es aber kurzfristig zu einer dramatischen Bedrohung unserer Arbeitsplätze kommen, dann würden wir uns nicht mit diesen Grundsätzen zu Grabe legen.«⁴ Protektionismus zu fordern und durchzusetzen, war bisher die Strategie des Kapitals bzw. einzelner Kapitalfraktionen. Die massiven Forderungen ehemals freihändlerisch eingestellter US-Gewerkschaften, protektionistische Schutzmauern um die eigene Wirtschaft zu errichten und die Äußerungen europäischer Gewerkschaften, daß sie sich eventuell zu ähnlichen Forderungen gezwungen sehen könnten, zeigen eine merkwürdige Annäherung der Standpunkte von Kapital und Arbeit.

Den Gewerkschaften geht es natürlich nicht um die Profite der Konzerne. Sie fürchten, daß die Importe — heute vor allem die Importe japanischer Pkws — die Möglichkeiten, im Inland zu produzieren, weiter einschränken als dies bereits durch die konjunkturelle Entwicklung geschieht und daß damit noch mehr Arbeitsplätze wegfallen. Die Gewerkschaften meinen, mit protektionistischen Maßnahmen Arbeitsplätze im Inland zu Lasten von Arbeitsplätzen im Ausland erhalten zu können. Die Frage ist: Können Handelshemmnisse Arbeitsplätze retten, liegt es wirklich im Interesse der Gewerkschaften, die internationale Solidarität zugunsten des Schutzes der heimischen Industrie ganz oder teilweise aufzugeben, können sie sich unter den gegebenen weltwirtschaftlichen Bedingungen

gezwungen sehen, Einschränkungen des Welthandels zu unterstützen und was bedeuten protektionistische Maßnahmen für die nationale Gewerkschaftspolitik?

Kapitalinteressen und Handelsschranken

Das Interesse nationaler Kapitale oder einzelner Kapitalfraktionen an protektionistischen Handelsschranken ist leicht zu erklären. Zwar ist das Kapital seinem Wesen nach weltmarktorientiert, d.h. es versucht, weltweit zu expandieren, gleichzeitig aber ist es bestrebt, den heimischen Markt, wie einmal eroberte ausländische Absatzmärkte, mit Hilfe des Nationalstaates durch Zölle, mengenmäßige Einfuhrbeschränkungen oder Einfuhrkontrollen vor der ausländischen Konkurrenz abzuschirmen. Die Abschottungsstrategien werden vor allem von den Kapitalen gefordert bzw. durchgesetzt, die zwar groß und strukturbestimmend für den nationalen Markt, aber relativ schwach im Vergleich zu ausländischen Konkurrenten sind, also von Kapitalen, die entweder technologisch zurückgeblieben sind oder deren Standortbedingungen relativ ungünstig sind. Anschaulich läßt sich dies an der Handelspolitik Englands einerseits und Deutschlands andererseits vor dem ersten Weltkrieg zeigen. Englands technologischer Vorsprung machte das englische Kapital zum Verfechter des Freihandels. Aufgrund der Vorherrschaft des englischen Kapitalismus traten die deutschen Kapitale — die Kapitale der »verspäteten Nation« — überwiegend für Schutzzölle und andere, den heimischen Markt abschirmende Maßnahmen ein. Auch nach dem ersten Weltkrieg war Deutschland aufgrund seiner Kriegs- und Reparationsbelastungen das Land mit den höchsten Schutzzöllen. In der Weltwirtschaftskrise griffen dann alle Nationen zu Handelsbeschränkungen. Sie hofften damit, die für das nationale Kapital wie für die Arbeiter verheerenden Auswirkungen der Weltwirtschaftskrise von ihrem Land zu Lasten anderer abwehren zu können. Die ansteigende Arbeitslosigkeit und die Zunahme des Massenelends Anfang der 30er Jahre in den meisten kapitalistischen Ländern zeigen die Folgen dieser Politik.⁵

Nach dem zweiten Weltkrieg erfolgte im Zuge des ökonomischen Aufschwungs eine gewisse Liberalisierung des Welthandels, die jedoch seit Anfang der 70er Jahre zunehmend aufgehoben wird. Zwar blieben Importkontingente und Zollerhöhungen bis Ende der 70er Jahre Ausnahmen, dafür wurde jedoch der Welthandel durch nicht-tarifäre Handelshemmnisse, d.h. durch Verschärfung von Gesundheits-, Norm-, Verpackungs- und Sicherheitsvorschriften erschwert. In jüngster Zeit verstärken sich parallel zu den wachsenden Verwertungsschwierigkeiten die protektionistischen Bestrebungen deutlich. Damit wächst die Gefahr, daß es zu Vergeltungen und so letztlich zum wechselseitigen, Aufschaukeln des Protektionismus kommt.⁶

Protektionistische Politik, die den Inlandsmarkt gegen ausländische Konkurrenz ganz oder teilweise abschirmt, ermöglicht den geschützten Kapitalisten, ihre Waren zu höheren Preisen im Inland abzusetzen. Der Schutzzoll ermöglicht al-

so den zumeist hochkonzentrierten Kapitalen, einen Extraprofit auf dem Inlandsmarkt zu erzielen, der letztendlich eine zusätzliche Belastung der inländischen Konsumenten bedeutet.⁷ Die Gefahr, daß dieser Extraprofit durch Gegenmaßnahmen anderer Staaten, d.h. durch Erschwerungen des Exports zunichte gemacht wird, ist heute aufgrund der Internationalisierung der Produktion geringer als zuvor. Die Monopolkapitale, die an protektionistischen Maßnahmen interessiert sind und diese aufgrund ihrer Macht gegenüber dem Nationalstaat auch durchsetzen können, sind ausnahmslos multinational organisierte Großkapitale, die auf den für sie wesentlichen ausländischen Märkten durch Tochtergesellschaften vertreten sind. So ist es z.B. für die amerikanische Automobilindustrie, die am lautesten nach einem Schutz vor ausländischer Konkurrenz, vor allem aus Japan, aber auch aus der Bundesrepublik ruft, kein Problem, wenn als Antwort auf einen US-Protektionismus die Japaner und Westdeutschen mit Gegenmaßnahmen antworten. General Motors und Ford haben sowohl Produktionsstätten in der Bundesrepublik als auch Beteiligungen an japanischen Automobilherstellern (Isuzu und Mazda). Protektionistische Politik dieser Staaten würde den ohnehin geringen Export der US-Muttergesellschaften nach Japan und in die Bundesrepublik zwar weiter beschränken, dieser wäre aber durch die Produktion der Tochtergesellschaften, die damit ja auch geschützt würden, leicht zu kompensieren. Auch die westdeutsche Automobilindustrie braucht Vergeltungsmaßnahmen kaum zu befürchten. Die außenwirtschaftlichen Schranken um die USA können die multinationalen Konzerne mit ihren Produktionsstätten in den USA überwinden. In Japan bestehen bisher keine Tochtergesellschaften deutscher Automobilhersteller, aber der Export nach Japan ist im Vergleich zum japanischen Import in die Bundesrepublik Deutschland derart gering (ca. 1:10), daß die deutschen Automobilkonzerne von solchen Handelsbeschränkungen nur profitieren können.

Auswirkungen protektionistischer Maßnahmen auf die abhängig Beschäftigten

Einfuhrbeschränkungen (Mengenkontingente und andere nicht-tarifäre Handelshemmnisse) und Importzölle wirken unter den gegebenen Umständen sowohl auf die Importwaren wie auf die im Inland produzierten Autos in erster Linie preiserhöhend. Aus dem Verhalten der amerikanischen wie der westdeutschen Automobilhersteller in den letzten Krisen, in denen die Preise immer besonders stark erhöht wurden (in der Bundesrepublik 1974 um 7,5%, 1975 um 8,4%)⁸, wie aus Äußerungen amerikanischer und westdeutscher Manager ist zu schließen, daß sie in letzter Zeit nur deswegen die Autopreise nicht bzw. nicht stärker erhöht haben, weil die japanischen Autopreise sie zur Zurückhaltung gezwungen haben. Steigende Preise als sichere Folge protektionistischer Maßnahmen bedeuten eine schlechtere Versorgung der Bevölkerung primär mit der geschützten Ware. Preiserhöhungen in einer wichtigen Branche ziehen in der Regel Preissteigerungen in anderen Branchen nach sich. Da diese nicht bzw. nicht sofort durch Lohn- und Gehaltserhöhungen auszugleichen sind, führt der Protek-

tionismus generell zu einer Einbuße an Realeinkommen und damit zu einer generell schlechteren Versorgung der abhängig Beschäftigten.

Bei steigenden Preisen geht der Absatz der Automobilkonzerne auf dem Inlandsmarkt zurück, wobei anzunehmen ist, daß die Preise soweit erhöht werden, daß die Absatzminderung durch die Preiserhöhung zumindest kompensiert wird, d.h. der Gewinn der Konzerne nicht sinkt. Die als Folge der Absatzminderung eintretende Produktionseinschränkung muß zusätzlich zur Konjunkturabschwächung und den Auswirkungen der verstärkten Rationalisierung die Arbeitsplätze in dem geschützten Land gefährden. Es ist eine Illusion anzunehmen, daß bei der hochmonopolisierten Inlandsindustrie andere Effekte eintreten könnten.

Unter den gegebenen Bedingungen bedeuten gewerkschaftliche Forderungen nach protektionistischen Maßnahmen — wie sie vor allem in den USA erhoben werden —, sich schützend vor die heimischen Kapitale zu stellen, die die technologische Entwicklung verschlafen und an den Bedürfnissen der Konsumenten z.B. nach sparsamen Kleinwagen oder alternativen Beförderungsmitteln vorbeigeplant haben. Der Lebensstandard für die Masse der abhängig Beschäftigten wird also nicht nur durch die zu erwartenden Preiserhöhungen und Produktionseinschränkungen beeinflusst, sondern auch dadurch, daß die Unternehmen mehr als zuvor den technischen Fortschritt und das Warenangebot gemäß ihren privaten Profitinteressen gestalten können. Dabei ist nicht anzunehmen, daß die durch Protektionismus geschützten Konzerne längerfristig darauf verzichten, technisch mögliche Rationalisierungen vorzunehmen oder profitablere Waren anzubieten, aber durch Handelsbeschränkungen wird es den Kapitalen möglich, den Zeitpunkt für — dann größere — Produktionsumstellungen selbst zu bestimmen.

Da jede Art von Protektionismus Gegenmaßnahmen bei den betroffenen Nationen auslöst und mögliche Gegenmaßnahmen von den multinationalen Konzernen durch Errichtung oder Erweiterung ihrer ausländischen Produktionsstätten umgangen werden können, stellen protektionistische Forderungen zudem einen arbeitsplatzgefährdenden Anreiz zur Produktionsverlagerung ins Ausland dar. Protektionismus zu unterstützen, heißt auf die Vorteile der internationalen Arbeitsteilung — zumindest teilweise — zu verzichten, ohne für die abhängig Beschäftigten im Inland irgendwelche Verbesserungen zu erzielen. Mit den Nachteilen protektionistischer Maßnahmen für die inländische Bevölkerung sind Nachteile für die abhängig Beschäftigten des Exportlandes verbunden. Jede den Export japanischer Autos hemmende Maßnahme erhöht im Herstellerland den Druck auf die abhängig Beschäftigten. Das heißt: Protektionismus schafft höhere Arbeitslosigkeit sowohl im Export- wie im Importland.

Notwendigkeit von verstärkter internationaler gewerkschaftlicher Solidarität

Die US-Gewerkschaften, die heute angesichts von ca. 350000 amerikanischen arbeitslosen Automobilarbeitern besonders laut den Schutz der heimischen In-

dustrie vor ausländischer Konkurrenz fördern, sind schlecht beraten. Protektionistische Forderungen seitens der Gewerkschaften bedeuten, daß diese im Interesse der Kapitale sich gegeneinander ausspielen lassen.

Angesichts der in allen kapitalistischen Ländern zu erwartenden zunehmenden Arbeitslosigkeit in den nächsten Jahren erscheint es notwendig, die internationale Solidarität zu verstärken. Die Gewerkschaften der verschiedenen Nationen haben aufgrund der unterschiedlichen historischen Entwicklungen und nationalen Besonderheiten unterschiedliche Taktiken und Zwischenziele; gemeinsam aber ist ihnen heute, die Auswirkungen der weltweiten kapitalistischen Krisen auf die abhängig Beschäftigten zumindest abzumildern. Dieses können sie aufgrund der Multinationalisierung der Kapitale nur durch internationale Zusammenarbeit auf allen Ebenen erreichen. Statt die gegenwärtige Entwicklung durch den Versuch der Abschottung der Kapitale voneinander zu unterstützen, ist es notwendig, durch gegenseitige Information und Unterstützung — z.B. bei Streiks — die unterschiedlichen Netze der sozialen Sicherung gemeinsam zu verbessern. Darüber hinaus zeigt gerade die Automobilindustrie die Notwendigkeit weitergehender Maßnahmen. Es liegt nicht im Interesse der abhängig Beschäftigten, durch Unterstützung protektionistischer Forderungen den technischen Fortschritt und den industriellen Strukturwandel — d.h. vor allem die Umstellung der Produktion auf neue Waren — zu Gunsten einzelner Kapitale zu hemmen oder diese Entwicklung unkontrolliert allein nach den Gewinnmaximierungsinteressen anderer Kapitale laufen zu lassen. Die technische Entwicklung wird weder durch Verhinderung noch durch Beschleunigung zur Verbesserung der Lage der abhängig Beschäftigten führen, sondern allein dadurch, daß sie gesellschaftlicher Kontrolle unterworfen wird. Das heißt: International abgestimmte, nationale Investitionskontrolle und Investitionslenkung sind die einzigen Mittel, die aus der Weltwirtschaftskrise herausführen können.

Anmerkungen

- 1 Vgl. »Blick durch die Wirtschaft«, Nr. 110 (12.5.1980), S.2.
- 2 Vgl. *Eugen Loderer*, Arbeitsplätze sind gefährdet, in: *Metall*, Nr. 15 (23.7.1980), S.16.
- 3 Vgl. »Handelsblatt«, Nr. 77 (2.5.1978), S.5.
- 4 Vgl. *Eugen Loderer*, a.a.O.
- 5 Vgl. *Eugen Varga*, Die Krise des Kapitalismus und ihre politischen Folgen, Frankfurt/M.-Wien 1969, S.219ff.
- 6 Diese Gefahr wird u.a. vom Deutschen Institut für Wirtschaftsforschung betont, siehe DIW-Wochenbericht 44-45/80 (30.10.1980).
- 7 Dies hat sich deutlich in den 30er Jahren gezeigt. Als Folge der protektionistischen Maßnahmen sanken die Preise der hochmonopolisierten Industrie nicht, während andere Waren, die nicht geschützt waren bzw. im Inland unter Bedingungen freier Konkurrenz produziert wurden, erhebliche Preissenkungen erfuhr. Vgl. dazu auch: *Werner Glastetter*, Außenwirtschaftspolitik, Köln 1975, S.103ff. und S.131ff.
- 8 Vgl. Statistisches Bundesamt, Fachserie 17, Reihe 7, Mai 1980.

Interview

mit Peter Riemer, Pressesprecher der Gewerkschaft Holz und Kunststoff (GHK) und Chefredakteur der Holzarbeiter-Zeitung (HZ)

Die Gewerkschaft Holz und Kunststoff ist im DGB mit fast 160000 Mitgliedern zwar die viertkleinste Gewerkschaft, dafür aber eine der kämpferischsten und aktivsten. 1980 erreichte die GHK trotz zunehmender Rationalisierung in der Holzwirtschaft einen stolzen Zuwachs von über 5000 Mitgliedern. Mit einigen Tarifabschlüssen von über 7% und erfolgreichen Streiks, z.B. im nordwestdeutschen Karosseriebau, hat die GHK Furore gemacht. Etwa 80% der Betriebsräte der Holzwirtschaft sind in der GHK organisiert. Wenn es um Solidarität für andere Gewerkschaften, etwa bei Aussperrungen geht, ist die GHK mit Geld und Hilfe dabei — fast immer als erste, manchmal leider als einzige. Wenn es ums DGB-Grundsatzprogramm geht, bezieht die GHK deutliche Positionen, z.B. mit 22 Änderungsanträgen. Das Organ der GHK, die Holzarbeiter-Zeitung, ist ein gut gemachtes Monatsmagazin. Chefredakteur der HZ und Pressesprecher der GHK ist Peter Riemer. Für *spw* sprach Burkhard Zimmermann mit ihm.

spw: Peter Riemer, wie stark ist in einer Phase der zunehmenden Abwälzung der Krisenauswirkungen auf die Arbeitnehmer durch die sozialliberale Koalition die Loyalität der Gewerkschaften zur SPD einzuschätzen?

Koll. Riemer: Das Verhältnis der Gewerkschaften gegenüber der SPD ist seit einigen Jahren kritischer geworden, ohne daß es immer in die Öffentlichkeit durchgeschlagen hat. Das fängt an beim DGB-Bundesvorstand. Ich erinnere an das Wort des DGB-Vorsitzenden Heinz Oskar Vetter, der über das Verhältnis zur SPD sagte: »Früher konnte man, wenn man eine Stütze brauchte, sich auf den starken Felsen der Partei stützen. Heute greift die Hand oft ins Leere.« Aber auch das Verhältnis der einzelnen Gewerkschaften zur SPD ist anders geworden. In den letzten Tagen hat die IG-Metall im Hinblick auf die schleppende Verfolgung des Mitbestimmungsgesetzes eine sehr deutliche Haltung gegenüber der Koalition und insbesondere der SPD eingenommen. Das gilt auch für andere Bereiche wie die Einkommens- und Beschäftigungspolitik. Dort wird in zunehmendem Maße die zurückhaltende Haltung des »sozialen« Teils der Koalition registriert. Das Wort, daß sich Schmidt in der Gunst der Banker *und* der Bosse, d.h. der Wirtschaft *und* der Gewerkschaften sonnt, stimmt in der Form nicht mehr. Vor allem nach dem 5. Oktober hat es in den einzelnen Gewerkschaften eine zwar unterschiedliche, aber nicht zu übersehende Abkühlung gegeben. Das Verhältnis zur SPD ist frostiger geworden.

spw: Mit welchen Forderungen sollten aus der gewerkschaftlichen Sicht heute sowohl die sozialliberale Koalition in Bonn als auch die SPD als Partei konfrontiert werden? Etwa in den Bereichen Wirtschafts- und Sozialpolitik?

Koll. Riemer: Die Gewerkschaften müssen gegenüber der SPD immer wieder deutlich machen, daß der überwiegende Teil der SPD-Wähler am 5. Oktober

aus den Kreisen der Arbeiter und Angestellten kommt. Die Politik der SPD muß stärker als in den letzten Monaten auf diesen Teil des Volkes Rücksicht nehmen.

Für die sozialliberale Koalition ist es eine wichtige Aufgabe, sich in der Beschäftigungspolitik nicht von dem Geschrei der sogenannten Wirtschaft leiten zu lassen, sondern als Maßstab die mehr als eine Million Arbeitslose zu sehen. Wobei diese Zahl ja noch geschönt ist, denn wir haben inzwischen viel mehr. Die Dunkelziffer wird, eben weil sie eine Dunkelziffer ist, sehr unterschiedlich taxiert, aber insgesamt gibt es wohl 1,5 Mill. Arbeitslose. Das kann nicht länger so hingenommen werden. Es muß mehr geben als die Publikumsbeschimpfung von Graf Lambsdorff auf der einen Seite und administrative Aktionen auf der anderen Seite, indem man die erhöhten Sozialversicherungsbeiträge an die Bundesanstalt für Arbeit in Nürnberg weiterleitet, um den angeschlagenen Haushalt dort zu sanieren. In dem Zusammenhang müßte man doch überlegen, ob die Rentenversicherung nicht etwas mehr unter die Lupe genommen werden sollte. Denn es geht nicht an, daß der Zuschuß des Bundes an die Rentenversicherung laufend gekürzt wird.

Die Hauptsache ist jedoch, daß man eine aktive Beschäftigungspolitik betreibt. Die Gewerkschaften haben eine Reihe von Vorschlägen zur Vollbeschäftigung gemacht. Aber bisher geht — wohl um den liberalen Partner nicht zu vergrätzen — die SPD an diese Frage nicht heran.

Die technologische Entwicklung wird uns in den nächsten Jahren wahrscheinlich weitere Arbeitslose bringen, zwischen 1-2 Millionen; auf diese Situation sind wir in keiner Weise vorbereitet. Es ist an der Zeit, auch hier Überlegungen anzustellen. In diesem Zusammenhang sollte auch der Widerstand gegen die 35-Stunden-Woche, der auch aus Kreisen der sozialliberalen Koalition, und zwar von beiden Teilen kommt, aufgegeben werden. Ernstzunehmende Wissenschaftler unterstützen seit langem schon die Forderung der Gewerkschaften auf Verkürzung der Arbeitszeit, weil nur auf diese Art und Weise der »Kuchen« Arbeit gerechter verteilt werden kann. Da kann man nicht mehr mit Kaiser-Wilhelm-Rezepten operieren, mehr zu arbeiten und dafür weniger Lohn zu bekommen, wie es die Unternehmer wollen oder wie es der Bundeswirtschaftsminister vorschlägt.

Was nun die SPD im besonderen betrifft, darf sie sich nicht mit verbalen Äußerungen zur Mitbestimmung begnügen, sondern klar machen, daß sie der bestimmende Teil in dieser Koalition ist, und daß die Mitbestimmung im Sinne der Gewerkschaften anders aussehen muß, als es jetzt bei dem Auslaufgesetz in der Montanmitbestimmung der Fall ist. Von einer wirklichen Mitbestimmung sind wir ja noch sehr weit entfernt.

spw: Wie stehen denn in diesem Zusammenhang die Gewerkschaften zum Memorandum-80 und siehst Du darin eine Alternative zur derzeitigen Wirtschaftspolitik?

Koll. Riemer: Die Zeiten, daß man dieses Memorandum, das ja seit Jahren erscheint, mit der Qualifikation »links« glaubte ablegen zu können, sind vorbei. Bereits im Jahre '79 haben die Gewerkschaften in einer Erklärung deutlich gemacht, daß in diesem Papier Ansätze stecken, die eine alternative Wirtschaftspolitik ermöglichen. Es gibt inzwischen unter den Kollegen Überlegungen, daß es an der Zeit sei, eine alternative Wirtschaftspolitik, die sich an den Interessen der Arbeiter und Angestellten ausrichtet, anzustreben. Die Kreise, die sich selbstgefällig »die Wirtschaft« nennen, also die Unternehmer und die ihnen nahestehenden politischen Parteien, tun immer so, als wenn das, was sie als sogenannte »soziale« oder »freie« Marktwirtschaft ausgeben, das allein Seligmachende sei. Wir haben in den letzten Jahren erfahren, daß sich diese Wirtschaftsordnung allein an den Interessen der Unternehmer und Unternehmen ausrichtet, und daß trotz der Erfolge, die die Gewerkschaften zweifellos im Bereich der Tarifpolitik erzielt haben, die Wirtschaftspolitik an den Interessen der Arbeiter und Angestellten einfach vorbeigeht.

spw: Welche Forderung sollten wir heute an die SPD als Forderung an ihre Parteipolitik richten?

Koll. Riemer: Ich habe schon einige Bemerkungen zur Mitbestimmung und Beschäftigungspolitik gemacht. Worauf es ankommt, ist ganz allgemein, daß man sich von dem Klischee der Sozialpartnerschaft löst, das an sich nie gestimmt hat. Gerade bei den Holzarbeitern war es so, daß wir in harten Auseinandersetzungen unsere Vorstellungen durchsetzen mußten. Von Partnerschaft im Sinne der Sozialpartnerschaft war dabei nie die Rede. Im Gegenteil. Wir haben es in all den Jahren erlebt, daß wir außer freundlichen Reden zum Sonntag und Schulterklopfen bei Gewerkschaftstagen nichts erfahren. Der betriebliche Alltag hat gezeigt, daß nach wie vor der Herr-im-Hause-Standpunkt herrscht. Dort waren »die Herren« immer wieder bemüht, die Wünsche und Forderungen der Gewerkschaften mit aller zur Verfügung stehenden Macht und mit allen Tricks abzuschmettern.

spw: Bietet Deiner Einschätzung nach der Entwurf des DGB-Grundsatzprogramms in seinen Inhalten genug Instrumente, die es den Gewerkschaften ermöglichen, auf die in den kommenden Jahren abzusehenden Konflikte im Interesse der abhängig Beschäftigten wirkungsvoll Einfluß zu nehmen? Sind etwa die Instrumente Investitionslenkung und -kontrolle sowie Vergesellschaftung ausreichend behandelt?

Koll. Riemer: Das Grundsatzprogramm, das im März verabschiedet wird, bietet durchaus eine Handlungsanleitung für die Auseinandersetzung der kommenden Jahre. Man mag über eine Reihe von Formulierungen nicht besonders glücklich sein, aber entscheidend ist wirklich, was aus diesem Grundsatzprogramm in der täglichen Arbeit gemacht wird. Und — ich glaube, es war Karl Marx, der das einmal gesagt hat — ein Schritt wirkliche Bewegung ist mehr wert als hundert Seiten Programm. Natürlich muß ein theoretisches Gerüst da sein.

Aber bestimmt wird die Arbeit der Gewerkschaften von den Anforderungen des Tages, und wenn man bei dieser Arbeit nicht vergißt, was man will und woher man kommt, kann man durchaus etwas für die Kollegen erreichen.

Wahrscheinlich wird die technologische Entwicklung, von deren Ausmaß wir noch gar keine rechte Vorstellung haben, sowieso dazu führen, daß Teile des Programms schon in wenigen Jahren überholt sein werden. Noch einmal: Es kommt darauf an, was die Gewerkschaften in ihrer Arbeit daraus machen. Es kommt darauf an, die Arbeiter und Angestellten, also die Kollegen an der Basis zu überzeugen, daß nur durch eine entschiedene Politik der Gewerkschaften ihre Lage verbessert werden kann.

Was die Investitionskontrolle betrifft, so haben wir sie im Grunde schon. Denn die Banken, die die Investitionen im allgemeinen finanzieren, kontrollieren natürlich sehr genau, was mit den Geldern passiert. Die Crux ist nur, daß wir da absolut nicht mitbestimmen können, und das sollten wir natürlich ändern. Zur Frage der Lenkung der Wirtschaft angesichts der politischen Verhältnisse hierzulande und auch zugegebenermaßen der unterschiedlichen Auffassungen der einzelnen Gewerkschaften zu dieser Frage wird es aber — und das gilt auch für das Problem der Vergesellschaftung — vorläufig keinen Konsens geben. Aber auch die Parteien haben ja allesamt erklärt, daß sie dieses Problem, die Lenkung der Wirtschaft und Vergesellschaftung auf keinen Fall angehen werden.

spw: Müßte nicht im DGB-Grundsatzprogramm, welches ja für Jahre gelten soll, eigentlich stärker auf die Sicherung des Friedens eingegangen werden, wie es auch in Euren Beschlüssen der GHK steht?

Koll. Riemer: Zur Frage der Friedenssicherung hat ja die Gewerkschaft Holz und Kunststoff einen sehr klaren Standpunkt eingenommen und in einem Antrag formuliert. Ich hoffe nur, daß er in dieser Form auch vom Kongreß angenommen wird. Für die Gewerkschaften ist diese Frage die zentrale Frage überhaupt. Nur in der Zeit des Friedens können die Gewerkschaften wirklich arbeiten. Aus diesem Grunde ist es auch notwendig, daß sich der DGB und die Einzelgewerkschaften stärker als bisher mit den Fragen der Rüstung und der Abrüstung beschäftigen. Im Augenblick gibt es noch keine Arbeitsgemeinschaft beim DGB, die ernsthaft all diese Probleme diskutiert. Aber aus Kreisen der Kollegen stellt sich die Frage immer drängender. Bei dieser Gelegenheit müssen wir alle Aspekte in Betracht ziehen. Dabei sollten wir uns nicht mit der Behauptung abspesen lassen, daß, wenn wir abrüsten, tausende von Kollegen arbeitslos werden. Das ist keine Antwort auf unsere Fragen.

spw: Das Thema Einheitsgewerkschaft spielt in der Diskussion um das DGB-Grundsatzprogramm eine wichtige Rolle. Wie wird diese Auseinandersetzung derzeit in den Gewerkschaften bewertet?

Koll. Riemer: Ich glaube, diese Frage ist vor allem in die Gewerkschaften von außen hineingetragen worden. Bei uns, das gilt vor allem auch für die GHK,

hat es ganz klare Auffassungen gegeben. Wir stehen zur Einheitsgewerkschaft und wollen in jedem Fall an ihr festhalten. Wir haben die Kollegen, die bei uns mitarbeiten wollen, niemals nach ihrem Parteibuch gefragt, sondern danach, was sie für diese Gewerkschaft tun. Und bei einer relativ kleinen Gewerkschaft wie der GHK ist es gar nicht möglich, so wie der CSU-Abgeordnete Spranger einmal gesagt hat, daß sich Kommunisten einschleichen. Bei uns wird jeder, der mitarbeitet, sehr genau abgeklopft, was er für die Gewerkschaft tut. Er muß in der täglichen Arbeit beweisen, daß er sich gewerkschaftlich einsetzt. Wir haben eine ganze Reihe von Beispielen, daß Kollegen mit unterschiedlichen politischen Auffassungen bei uns gut zusammenarbeiten. Wogegen ich mich wehre ist, daß uns mit teilweise unsachlichen Argumenten die Diskussion von außen auf's Auge gedrückt wird, von Kreisen, die ein Interesse daran haben, die Gewerkschaften in eine bestimmte Ecke zu drängen.

spw: Die GHK ist ja eine relativ kleine Gewerkschaft, jedoch mit einem sehr hohen Mobilisierungsgrad. In der letzten Zeit habt Ihr einige große Erfolge erzielt. Mit Euren Tarifabschlüssen, z.B. im Karosseriebau, aber auch in anderen Bereichen liegt Ihr deutlich über 7%. Wie ist so etwas denn eigentlich möglich?

Koll. Riemer: Wir sind eben eine Gewerkschaft, die einen relativ kleinen hauptamtlichen Apparat hat; wir sind auf die Mitarbeit zahlreicher ehrenamtlicher Kollegen angewiesen, und das ist an sich unsere Stärke, Stärke auch bei den Tarifaueinandersetzungen. In den Tarifkommissionen entscheiden die Betriebskollegen. Um ein Beispiel zu nennen: Als es um den Manteltarifvertrag für Nordwestdeutschland, den MTN, ging, das ist unser größter Vertrag, waren von den 125 Tarifkommissionsmitgliedern nur 14 hauptamtlich, die anderen kamen aus den Betrieben. Und die Forderungen, die dort gestellt worden sind, waren bestimmt von den Erkenntnissen der Betriebskollegen. Die sehen, was notwendig und machbar ist. Aber was vor allem wichtig ist, die Betriebskollegen müssen ja das Risiko der Tarifaueinandersetzung tragen. Dann nämlich, wenn die Arbeitgeber unseren Forderungen Widerstand entgegensetzen und wir streiken müssen. Wir haben praktisch seit 1973 keine Lohnrunde ohne einen Streik beginnen können. Es wurde dabei immer klar, daß die Holzarbeiter gewillt sind, für ihre Forderungen auf die Straße zu gehen. Sie haben das sehr nachdrücklich gemacht, teilweise mit Streiks, die bis zu 4 Wochen gingen, die zwar nicht so spektakulär sind wie in den Bereichen der IGM, die aber für die Tariffindung durchaus von Bedeutung waren. Denn durch den Arbeitskampf wurde so eine Vorlage erarbeitet, die die Abschlüsse in den anderen Bereichen nachher etwas leichter machte.

spw: Die Unternehmer werfen Euch eine »Tarifpolitik ohne Maß« vor und behaupten, Ihr hättet eine »Pilotfunktion« für andere Gewerkschaften.

Koll. Riemer: 'Ohne Maß', das war das Schlagwort der Unternehmer in dieser Tarifrunde. Aber im Grunde genommen war jede unserer Forderungen, ganz gleich, wann und wo sie gestellt wurde, »ohne Maß«. Das galt auch zu je-

nen Zeiten, als es in der Möbelindustrie noch zweistellige Prozentzahlen bei der Umsatzsteigerung gab. Auch damals waren wir »ohne Maß«. Da wundert's mich gar nicht, daß heute die gleiche »Qualifizierung« kommt. Dieses »ohne Maß« bezieht sich jetzt auf unsere Lohnforderungen, die zwischen 9 und 10% liegen. Wir haben schon eine ganze Reihe von Abschlüssen, die um 7% liegen. Das bedeutet bei der heutigen Situation in etwa die Sicherung des Realeinkommens. Das ist schon wenig genug. Aber die Entwicklung wird zeigen, daß wir damit wahrscheinlich trotzdem wieder mehr erreichen als andere.

Ein zweiter Punkt bei diesem Vorwurf »ohne Maß« sind die Forderungen zum Manteltarifvertrag von Nordwestdeutschland, wobei auch eine Arbeitszeitverkürzung verlangt wird. Die Arbeitgeber haben flugs hochgerechnet, daß unsere Forderungen insgesamt 35% ausmachen. Dies ist natürlich eine Milchmädchenrechnung, denn die »Herren« wissen natürlich genau, daß unsere Forderung nach der 35-Stunden-Woche nicht von heute auf morgen verwirklicht wird, aber sie haben so getan, als wenn diese Arbeitszeitverkürzung schon vor der Tür stehe.

Was die Pilotfunktion anbetrifft: Alle Gewerkschaften haben sich für die Verbesserung der Lebensbedingungen eingesetzt, vor allem für eine Erhöhung der Löhne. Natürlich ist das in den einzelnen Bereichen unterschiedlich. Vielleicht nimmt man in einigen Wirtschaftszweigen notgedrungen ein wenig mehr Rücksicht auf die wirtschaftliche Situation als in den Vorjahren. Aber uns wird auch eine Pilotfunktion hinsichtlich der 35-Stunden-Woche nachgesagt. Wir haben an sich nichts dagegen, denn wir wollen die Arbeitszeitverkürzung. Sie wird auch von den anderen Gewerkschaften gewollt. Nur Metall und Chemie sind ja noch zwei Jahre an Verträge gebunden, die ihnen verwehren, in dieser Frage aktiv zu werden. Wir können und wollen aber nicht warten, bis von dort eine Vorlage kommt. Wir wollen versuchen, in den Tarifverträgen, die wir jetzt abzuschließen haben, einen Ansatz zur Arbeitszeitverkürzung zu finden.

Im übrigen ist die 35-Stunden-Woche Bestandteil des Aktionsprogramms des Deutschen Gewerkschaftsbundes, also alle Gewerkschaften sind gehalten, sie zu fordern. Sie tun's ja auch, wenn sie es können. Wir haben also dort nicht eine bemerkenswerte Pilotfunktion, wenn wir versuchen, das zu verwirklichen, was das Aktionsprogramm des DGB, aber auch unser eigenes tarifpolitisches Aktionsprogramm vorsieht.

spw: Hat der Tabu-Katalog der Arbeitgeber für die Arbeit der GHK wesentliche Bedeutung? Die Unternehmer propagieren zur Zeit die produktivitätsorientierte Lohnpolitik. Fallen Eure GHK-Kollegen darauf rein? Was könnt Ihr dem entgegensetzen?

Koll. Riemer: Natürlich stoßen wir bei unseren Verhandlungen laufend auf den Tabu-Katalog der Unternehmer. Das eine Beispiel ist schon erwähnt worden, die Arbeitszeit. Bei den Unternehmern heißt es ausdrücklich, daß eine Arbeitszeit unter 40 Stunden nicht festgeschrieben werden darf. Ich erinnere dabei

an die Auseinandersetzungen, die die Gewerkschaft NGG hatte, als sie praktisch schon einen Vertrag mit den Brauereien in Nordrhein-Westfalen hatte, und dann die Arbeitgeber von ihrer Zentrale in Köln zurückgepiffen wurden. Wir erleben es, wie gesagt, auch bei uns. Die Widerstände gegen die Verkürzung der Arbeitszeit unter 40 Stunden sind vehement.

Ein zweites Beispiel ist der Urlaub. Wir haben in dem erwähnten MTN für Norddeutschland 32 Tage für alle gefordert. Dies ging über das hinaus, was die Unternehmer im Tabu-Katalog zugestehen wollen. Und das dritte Beispiel ist die Erholungszeit. In den meisten Betrieben der Möbelindustrie wird im Akkord gearbeitet. Für die Kollegen, die dort schufteten müssen, verlangen wir eine Erholungszeit, damit sie dem Streß, dem sie ausgesetzt sind, wenigstens zeitweise entkommen und etwas verschlafen können. Da gibt es einen sehr starken Widerstand der Unternehmer, und auch das ist auf den Tabu-Katalog zurückzuführen.

Was nun die Frage der produktivitätsbezogenen Lohnerhöhung betrifft, so versuchen die Unternehmer bei jeder Lohnrunde mit immer neuen Tricks ihre Interessen durchzusetzen. Im Augenblick ist es der Produktivitätsfortschritt, der als Argument herhalten muß. Wir haben es in der Holzwirtschaft erlebt: In der Vergangenheit, als es Produktivitätszuwächse gab, die zweistellig waren, haben wir den Unternehmern gesagt, wir wollen auch Lohnerhöhungen haben, die zweistellig sind. Da haben sie sich gewehrt und gesagt, wir müssen ja auf die allgemeine Entwicklung der Wirtschaft Rücksicht nehmen und können keine zweistelligen Zuwachsraten beim Lohn zugestehen. Heute möchte man Lohnerhöhungen auf 2 1/2 Prozent herunterdrücken mit der Begründung, daß es in der Möbelindustrie im Augenblick nicht so gut gehe.

Die Kollegen werden immer wieder dem Trommelfeuer der Propaganda ausgesetzt, und die Gegenseite bedient sich eines Vokabulars, das für manchen Kollegen nicht so ohne weiteres durchschaubar ist. Dieses Jahr ist es der Produktivitätsfortschritt, der als Maßstab für die Lohnerhöhung gelten soll. In einem anderen Jahr war es die »Ölkrise«, auf die wir Rücksicht nehmen sollten, dann waren es die Wechselkurse, dann die Dollarschwäche. Es gab immer irgendwie einen Trick, um die Lohnforderungen der Gewerkschaften abzuschmettern. Wir bemühen uns darum, unsere Kollegen aufzuklären, damit sie auf dieses Geschäft mit der Angst nicht hereinfallen, sondern ihre Forderungen weiterhin mit Nachdruck vertreten.

spw: Welches Gewicht hat für Euch die sogenannte »soziale Komponente«, also eine Verbesserung der Lohnstruktur und ein stärkeres Anheben der unteren Lohngruppen?

Koll. Riemer: Es ist ein Bestandteil unseres tarifpolitischen Aktionsprogramms, daß die Diskrepanz zwischen der untersten und der obersten Lohngruppe nicht zu groß sein soll. Ein Beschluß unseres Gewerkschaftstages, daß die unterste Lohngruppe bei 85% des Ecklohnes liegen soll, ist bei sehr vielen un-

serer Tarifverträge bereits verwirklicht. Das hat dazu geführt, daß vor allem Frauen, die bisher trotz aller Rederei über Gleichberechtigung immer noch benachteiligt wurden, zumindest in ihrem Lohn angehoben worden sind.

spw: Welches Kampfmittel erwägen die Gewerkschaften, speziell die GHK, wenn die Unternehmer bei aktuellen Verhandlungen zu keinen Konzessionen bereit sind und bei durchgeführten Streiks zum Willkürmittel Aussperrung greifen?

Koll. Riemer: Wenn die Arbeitgeber unseren Forderungen nicht entgegenkommen, ist es im Bereich der GHK durchaus möglich, daß die Kollegen die Schürze abbinden und wieder einmal in den Streik treten. Zum Problem der Aussperrung: Wir sind in der Holzwirtschaft, von zwei kleinen Beispielen abgesehen, davon nicht betroffen gewesen, aber dies besagt nichts für die Zukunft. Der Aussperrung kann nicht eine einzelne Gewerkschaft entgegentreten, das ist eine Sache, die solidarisch von allen Gewerkschaften bekämpft werden muß. Wir können keine Gewerkschaft, die aus dem Kalkül der Arbeitgeber heraus mit Aussperrung überzogen wird, im Regen stehen lassen. Wir als Holzarbeiter haben das auch bei der Auseinandersetzung der IG Druck und Papier nicht gemacht. Wir haben damals eine namhafte Solidaritätsspende gegeben, um zu zeigen, daß die Auseinandersetzungen von uns richtig eingeschätzt werden, daß dort Vorlagen geschaffen wurden, die auch uns zugute kommen. Wir meinen, daß die Aussperrung stärker als bisher solidarisch von allen Gewerkschaften bekämpft werden muß. Nach wie vor ist die Aussperrung ein Mittel, das gesetzlich verboten werden müßte. Aber bei den gesellschaftlichen Verhältnissen, unter denen wir leben, wird das nicht sobald zu erwarten sein. Ist es nicht geradezu absurd, wenn immer wieder erzählt wird, es ginge um die Ausgewogenheit der Kampfmittel? Während wir bei Streiks erleben, daß die staatlichen Machtmittel eingesetzt werden, Streikbrechern den Weg zu ihrem Arbeitsplatz freizuschaukeln, ist es nicht vorstellbar, daß bei einer Aussperrung die Polizei den Kollegen, die ihre Arbeitskraft anbieten und vor dem Tor stehen, den Weg zu ihren Arbeitsplätzen freimachen wird. Das mag ein simples Beispiel sein, aber es zeigt dennoch deutlich die Situation, in der wir leben.

spw: Peter, worauf kommt es gegenwärtig in der gewerkschaftlichen Arbeit an? Welches wird die Aufgabe der Zukunft sein?

Koll. Riemer: Der Wind weht zweifellos rauher, es gibt Schwierigkeiten in der Wirtschaft, das merken wir auch. Wir leben ja nicht neben der Wirklichkeit her, sondern nehmen Anteil an dem, was in dieser Republik passiert. Und weil dieser Wind rauher weht, wird es auch in den Auseinandersetzungen mit den Arbeitgebern eine härtere Gangart geben. Darüber hinaus müssen wir uns klar sein, daß die Haltung der sozialliberalen Koalition, aber auch der Opposition, gegenüber den Gewerkschaften distanzierter geworden ist. Das verpflichtet uns, enger zusammenzurücken und ein Wort, das früher in der Arbeiterbewegung praktisch selbstverständlich war, nicht nur zu zitieren: *Solidarität*.

Außerhalb des Schwerpunkts

Monty Johnstone

Macht und Demokratie im Sozialismus*

Anmerkungen anlässlich des 25. Jahrestags des 20. Parteitags der KPdSU

Als Katalysator für eine scharfe, umfassende und bis heute andauernde Debatte über das Problem der Demokratie im Sozialismus fungierte der 20. Parteitag der Kommunistischen Partei der Sowjetunion (KPdSU). Dieser Parteitag vor 25 Jahren kann einer Untersuchung von Macht und Herrschaft in sozialistischen Ländern als fruchtbarer Ausgangspunkt dienen. Es wird daher zunächst darum gehen, die geschichtlichen Hintergründe und die Auswirkungen des Parteitags zu begreifen. Die an der Politik der sozialdemokratischen Parteien orientierte Geschichtsschreibung hat dies bis heute nur unzulänglich geleistet. Die Einschätzung des Parteitags und die Verarbeitung der historischen Erfahrungen der sowjetischen Arbeiterbewegung ermöglichen Marxisten bestimmte theoretische Schlüsse, die am Ende dieses Beitrags mit dem Begriff des »sozialistischen Pluralismus« umrissen werden.

Der 20. Parteitag markiert zweifellos ein entscheidendes Ereignis in der Geschichte der internationalen kommunistischen Bewegung, insbesondere aufgrund des Berichts, den *Chruschtschow* dem Parteitag vor ziemlich genau fünf- undzwanzig Jahren am 25. Februar 1956 unter der Überschrift »Der Personenkult und seine Folgen« erstattete. Der Bericht wurde in geheimer und geschlossener Sitzung vorgetragen, zu der nur die Delegierten der sowjetischen Partei zugelassen waren. Nicht einmal seine Existenz wurde den Delegierten der Bruderparteien aus dem kapitalistischen Ausland bekanntgemacht, abgesehen von Frankreich und Italien. Diese Delegierten fuhren also nach Hause nicht nur in Unkenntnis des Gegenstands der Sitzung, sondern ohne zu wissen, daß sie überhaupt stattgefunden hatte. Allerdings sollte dies schon bald nach und nach durchsickern und schließlich zur Folge haben, daß der Bericht vom US-Außenministerium, das sich eine Kopie beschafft hatte, im Sommer jenes Jahres in voller Länge veröffentlicht wurde. Eine Folge war, daß die Diskussion des ganzen Problems, was in der Sowjetunion unter Stalin geschehen war, sowie — davon ausgehend — die Diskussion der lebenswichtigen Frage nach dem Verhältnis von Demokratie und Sozialismus intensiviert wurden.

Der Stalin-Kult

Der 20. Parteitag war der erste der KPdSU nach Stalins Tod im März 1953. *Stalin* stand von 1924 an, als Lenin starb, bis zu seinem Tod an der Spitze der sowjetischen Partei. In der ganzen kommunistischen Bewegung und überall in der Welt war sein Name verbunden mit dem Aufbau des Sozialismus in der Sowjet-

* Aus dem Englischen übersetzt von Frank Heidenreich und Regine Meck.

union, d.h. der Umwandlung eines rückständigen, vorwiegend bäuerlichen Landes, dessen Bevölkerungsmehrheit weder lesen noch schreiben konnte, in eine bedeutende Industriemacht mit einer geplanten, sozialisierten Wirtschaft. Die Verbindung Stalins mit diesen gewaltigen historischen Veränderungen in der Sowjetunion führte dazu, daß er — um ein Schlagwort jener Zeit zu benutzen — als der »Lenin unserer Tage« betrachtet wurde. Die bei der Errichtung des Sozialismus, in der kulturellen Umwälzung und besonders im Krieg gegen den Faschismus zwischen 1941 und 1945 errungenen Erfolge wurden nicht nur mehr und mehr mit Stalin verknüpft — es wäre hinsichtlich Stalins führender Stellung in der Sowjetunion unmöglich, sie nicht in einem Zusammenhang mit ihm zu sehen. Sie wurden aber vielmehr in mißbräuchlicher und übertriebenster Weise Stalin persönlich zugeschrieben. Der Kult erreichte seinen Höhepunkt wahrscheinlich an Stalins siebzigsten Geburtstag im Jahr 1949, als ihm Geschenke aus allen Teilen der Welt gesandt wurden. Die merkwürdigsten Gedichte, die ihm zu Ehren geschrieben waren, nannten ihn den »Stern unseres Zeitalters«, die »Sonne, die Einöde in blühende Gärten verwandelt« u.a.m.

Zur gleichen Zeit wurde jede schöpferische Entwicklung des Marxismus im Keim erstickt. In Stalin wurde nicht nur der Ursprung aller Siege gesehen, tatsächlich galt alles, was er sagte, als Quelle tiefer marxistischer Wahrheit. Präsentiert wurde eine Art apostolische Nachfolge: Marx-Engels-Lenin-Stalin. Schon der Gedanke an Abweichung von Stalins Position wurde für unfaßbar gehalten. Allem, was er veröffentlichte, wurde eine außergewöhnliche theoretische wie praktische Bedeutung zugemessen.

Angesichts dieser Lage ist es nicht überraschend, daß bei Stalins Tod im März 1953 in den sozialistischen Ländern, in der ganzen kommunistischen Weltbewegung und selbst in weiten Teilen der nicht-kommunistischen Arbeiterschaft tiefe Trauer herrschte. Obwohl in der Phase von 1953 bis 1956, zwischen Stalins Tod und dem 20. Parteitag, nichts unternommen wurde, die offizielle Beurteilung Stalins zu ändern, traten dennoch einige Umstände ein, die einen klugen Beobachter hätten veranlassen können, bestimmte Schlüsse zu ziehen.

Die Freilassung von Häftlingen

Dramatischer als eine gewisse Auflockerung der sowjetischen Außenpolitik, die zu einer Reihe von Initiativen zur Überwindung der gefährlichsten »toten Punkte« des Kalten Kriegs führte, war die Haftentlassung einer Anzahl (hauptsächlich jüdischer) Ärzte innerhalb weniger Wochen nach Stalins Tod. Sie waren verhaftet und beschuldigt worden, zwei prominente Partei- und Staatsführer ermordet sowie die Ermordung mehrerer führender Militärs geplant zu haben. Es handelte sich um die sogenannte »Verschwörung der Ärzte«. Die Verhaftungen waren noch zu Stalins Lebzeiten vorgenommen worden. Nun wurde angedeutet, daß sie gefoltet und zu Unrecht beschuldigt worden waren. Wenige Monate später folgten die Anklage gegen den Chef der staatlichen Sicherheitsorga-

ne, *Berija*, schließlich der Prozeß gegen ihn und seine Hinrichtung. Es gab ferner verschiedene Angriffe auf den »Personenkult«, ohne daß die Persönlichkeit, die gemeint war, konkret benannt wurde. Es war gleichwohl bezeichnend, daß dies zu der Zeit stattfand, als *Berija* angegriffen wurde. Gleichzeitig wurden große Anstrengungen unternommen, die kollektive Führung in der sowjetischen Kommunistischen Partei zu stärken, insbesondere angesichts der Notwendigkeit für Partei und Regierung, die Kontrolle über die Sicherheitsorgane auszuüben, um die Art von Mißbräuchen zu unterbinden, auf die gerade im Zusammenhang mit *Berijas* übler Leitung ständig verwiesen wurde. Zur selben Zeit wurden mehr und mehr politische Gefangene aus der Haft entlassen, die in der Stalin-Ära in riesiger Menge in Arbeitslagern eingesperrt waren. Dies war nicht angekündigt worden und blieb deshalb in der internationalen kommunistischen Bewegung als Ganzes unbekannt, obwohl davon in der Sowjetunion zunehmend und nicht ohne starke Wirkungen zu hören war. Die Gefangenen fanden ihren Weg nach Hause und berichteten natürlich von ihren Erfahrungen. Unter ihnen waren viele alte Kommunisten; Fragen wurden gestellt, wie diese Dinge hatten stattfinden können.

Es gab außerdem das bedeutende Ereignis, daß *Bulgandin* und *Chruschtschow* schon im Sommer 1955 Jugoslawien einen Besuch abstatteten. Bei der Ankunft hielt *Chruschtschow* eine Rede, in der er sich bei den jugoslawischen Führern für gegen sie gerichtete »Anschuldigungen und Beleidigungen« entschuldigte. Die Verantwortung dafür schob er ganz auf *Berija*. Bedeutsam daran war, daß die Anschuldigungen, obgleich nicht im einzelnen angegeben, dennoch jedem bekannt waren. Sie lauteten, daß *Tito* im Bund mit dem anglo-amerikanischen Imperialismus stünde. Die Tatsache, daß hier *Chruschtschow* nach *Belgrad* reiste und an *Titos* Seite eine solche Erklärung abgab, ließ zumindest die etwas scharfsinnigeren Beobachter unausweichlich die ganze Grundlage einer Reihe von Prozessen anzweifeln, die die internationale kommunistische Bewegung immer verteidigt und gerechtfertigt hatte.¹

Die öffentlichen Sitzungen

Der 20. Parteitag fand vom 14. bis zum 25. Februar 1956 statt. Als Hauptpunkt war der Rechenschaftsbericht des Zentralkomitees festgelegt, der von *Chruschtschow* in ordentlicher und öffentlicher Sitzung gehalten wurde. Er behandelte Wirtschaftsfragen, die Verbesserung von Bildung und Erziehung sowie Arbeitszeitverkürzungen und faßte im sechsten Fünf-Jahres-Plan die Erhöhung des Lebensstandards auf der Basis höherer Produktionsniveaus ins Auge. Der Bericht ging auf einige Fragen der Außenpolitik ein, hielt an der Entspannungspolitik fest, die sich seit 1953 entwickelt hatte, und erwähnte die Fortschritte in den Beziehungen zu Jugoslawien. Im folgenden umriß er zwei wichtige theoretische Fragen; die Standpunkte waren zwar nicht eigentlich neu, sie wurden aber zumindest stärker betont als früher. Das erste Problem war die friedliche Koexistenz: Die Annahme, daß Kriege solange unvermeidlich seien, wie der Imperia-

lismus noch bestünde, bedurfte der Modifikation. Obwohl der Imperialismus in den Krieg treibt, vergrößert die Weltlage aufgrund der Existenz sozialistischer Länder und einer starken Weltfriedensbewegung die Möglichkeiten zur Verwirklichung und Sicherung der friedlichen Koexistenz. Die zweite Frage betraf die sozialistischen Strategien und unterstrich mit Nachdruck, daß es andere Wege zum Sozialismus als den von der Sowjetunion eingeschlagenen gäbe. Dies bezog die Möglichkeit ein, daß in einigen Ländern der Weg zum Sozialismus friedlich und ohne Bürgerkrieg besritten werden könnte. Chruschtschow bezog sich nur zweimal in beiläufigen und unbedeutenden Anspielungen auf Stalin. Obwohl er den Personenkult in allgemeinen Worten verurteilte, wurde das Individuum, das gemeint war, erneut nicht konkret benannt.

Im Verlauf der Parteitagdiskussion hielt *Mikojan*, ein alter und angesehener kommunistischer Funktionär, eine Rede, die allen, gelinde gesagt, Stirnrunzeln verursachte. Er bezog sich ausdrücklich auf Stalin, wenn auch zugestandenermaßen nicht auf die Praxis der Unterdrückung, aber allein schon den Hintergrund des Kults auszuleuchten, war ziemlich aufsehenerregend. Er kritisierte bestimmte Formulierungen in Stalins letzter Veröffentlichung (*Ökonomische Probleme des Sozialismus in der UdSSR*, geschrieben 1952), insbesondere im Hinblick auf Stalins Vorhersage einer Schrumpfung der Produktion in den kapitalistischen Ländern. Er sagte, daß diese Schlußfolgerungen in der Erklärung der komplexen und widersprüchlichen Erscheinungsformen des modernen Kapitalismus versagten und kaum zutreffend seien. Nach zwei Jahrzehnten, in denen Stalin als Urquell der zeitgenössischen marxistischen Theorie angesehen wurde, war es für einige Leute niederschmetternd, die öffentliche Behauptung zu vernehmen, daß Stalin ernsthafte Irrtümer unterlaufen seien in einer theoretischen Arbeit, von der es geheißen hatte, sie bilde den letzten Stand schöpferischer marxistischer Wirtschaftstheorie. Aber Mikojan erwähnte etwas, das noch erschütternder wirkte. Er erklärte u.a., daß die Partei *zwanzig Jahre lang keine kollektive Führung* gehabt habe; diese sei erst in den vorangegangenen drei Jahren, d.h. nach Stalins Tod 1953, wiederhergestellt worden. Hierbei sollte man sich daran erinnern, daß, obgleich der Kult um Stalin ungeheure Dimensionen hatte, der Anschein immer gewahrt — und ihm in der kommunistischen Weltbewegung aufrichtig vertraut — worden war, daß eine kollektive Führung existiere, in deren Rahmen Stalin die Orientierung gäbe. Selbst hier deutete Mikojan an, daß dies eigentlich ein Trugbild gewesen sei, um die Wirklichkeit des »Personenkults« zu verdecken.

Die Geheimsitzung

Als die Delegierten der Britischen Kommunistischen Partei und der anderen Parteien nach Hause zurückkehrten, kamen sofort bohrende Fragen: Wie war's? Was war Stalins Rolle? Wie lautet die ganze Wahrheit? Alte Kommunisten wie Harry Pollitt kamen 1956 aus Moskau zurück, sie waren auf dem Parteitag gewesen und hatten keine Ahnung von dem, was in der Geheimsitzung am

25. Februar von Chruschtschow über Stalin enthüllt worden war. Sie sahen sich in einer unerträglichen Lage, da die bürgerliche Presse immer mehr an Informationen brachte.

Was geschah in der Geheimsitzung? — Es scheint, als ob die sowjetische Parteiführung zunächst nicht beabsichtigte, Bericht zu erstatten. So jedenfalls äußerten sie sich in der Folge gegenüber ausländischen Kommunisten, und sehr viele Anzeichen bestätigten die Richtigkeit dieser Angabe. Eine gewisse Anzahl von Parteitagsdelegierten war selbst unter Stalin in den Arbeitslagern gewesen. Andere hatten enge Freunde oder Verwandte, die zurückgekehrt waren. Deshalb konnten immer mehr Menschen das sehr große Ausmaß der Unterdrückung erkennen. Hinzu kam die Wirkung von Mikojans Darlegungen. Wer Mikojan kannte, durfte sichergehen, daß sie nicht zufällig gemacht wurden, sondern, daß er ganz genau eine bestimmte Wirkung erzielen wollte. All diese Faktoren veranlaßten die Parteitagsdelegierten, auf nähere Erklärungen zu drängen. Eilig wurde eine Sitzung des Zentralkomitees (oder seines Präsidiums) einberufen, das in einem Beschluß Chruschtschow bevollmächtigte, seinen Bericht über den Personenkult und dessen Folgen zu erstellen. Wie wir heute wissen, gab es keinen einstimmigen Beschluß, sondern erheblichen Widerstand unter alten Parteiführern wie *Molotow* und *Kaganowitsch*, die einen Bericht dieser Art nicht wünschten. Da waren einerseits diejenigen — wie Chruschtschow und Mikojan —, die sich darüber im klaren waren, daß die fundamentalen Interessen der Sowjetunion, ihre Weiterentwicklung, einen Bruch mit der ganzen despotischen Methode stalinistischer Leitung verlangten. Andere, wie Molotow und Kaganowitsch, wollten keinen grundsätzlichen Wandel, obwohl sie anerkannten, daß bestimmte Dinge zu weit geführt hatten und zum Teil in Ordnung gebracht werden mußten. Die Gruppierungen um Chruschtschow und Mikojan erkannten in einem bestimmten Moment die Notwendigkeit, den Stalin-Kult zu zerstören, da dies der einzige Weg war, den Widerstand derjenigen zu überwinden, die mit Stalin aufs engste zusammengearbeitet hatten und auf seine Glaubwürdigkeit vertrauten, um so die Fortsetzung des alten Weges in allen wesentlichen Teilen zu rechtfertigen.

»Die Rede«

Chruschtschows »geheimer« Bericht trug unter diesen Umständen den Stempel der Improvisation. Vom Stil her zu urteilen, wurde er nicht abgelesen, sondern auf der Grundlage ausführlicher Notizen gehalten. Der Bericht war außerordentlich episodisch, nahm aber sicher erhebliche vorbereitende Arbeiten in Anspruch, beispielsweise die Unterredungen, die die Parteiführung zuvor mit einigen von den Untersuchungsrichtern der manipulierten Prozesse geführt hatte, auf die sich Chruschtschow dann hauptsächlich bezog.

Chruschtschow stellte Stalin dar, wie er nach Lenins Tod eine positive Rolle in Bezug auf die allgemeine Richtung der von ihm verfochtenen staatlichen Politik gespielt habe. Es sei jedoch dazu gekommen, daß er eine unermeßliche Macht

in seinen Händen angesammelt habe, was Lenin mit Sorge in seinem »Testament« vom Dezember 1922 bemerkt hatte. *Seit Mitte der dreißiger Jahre sei Stalin für eine Vielzahl von Gewalttaten, für Unterdrückung und Terror — in erster Linie innerhalb der Partei selbst — verantwortlich gewesen.* Chruschtschow führte sehr bestürzende Statistiken an, die zeigten, daß zwischen 1934 und 1939 siebzig Prozent der auf dem 17. Parteitag gewählten Mitglieder des Zentralkomitees und fünfzig Prozent der Parteitagsdelegierten verhaftet und erschossen worden waren. Im folgenden verlas er Briefe von alten Bolschewiki, die gefoltert worden waren, Stalin geschrieben hatten und ihre Unschuld beteuerten. Stalin habe es grundsätzlich abgelehnt, sich für ein Ende der Folterungen und Hinrichtungen zu verwenden. Tatsächlich gab Chruschtschow Details der Stalin'schen Anordnungen aus der Zeit kurz vor dessen Tod bekannt, als die oben erwähnte »Ärzte-Verschwörung« vorbereitet wurde — insbesondere: »prügeln, prügeln und nochmals prügeln«, um von diesen Leuten Geständnisse zu erhalten. Er zitierte auch Stalins Überlegung aus den dreißiger Jahren: Die Geheimdienste der imperialistischen Mächte wenden die Folter in ihrem Interesse an, deshalb müssen wir zur Verteidigung unseres sozialistischen Staates dasselbe tun. — Eine entsetzliche Situation wurde also allgemein geschildert. Aber sowohl vom Standpunkt dessen, was der Bericht beinhaltete, als auch vom Standpunkt wissenschaftlicher Analyse blieben in der Sache ernste Lücken.

Zunächst müssen wir natürlich die Frage stellen: Entspricht der Bericht der Wahrheit? Und da würde ich sagen, im großen und ganzen, ja. Es gibt unabhängige Belege für Verbrechen, auf die sich der Bericht bezieht. Auch wenn er einige Übertreibungen enthält, vor allem, wo er sagt, Stalin habe während des Krieges militärische Operationen auf einem Globus geplant, wird der größte Teil des Berichts doch aus anderen Quellen bestätigt. Chruschtschows Bericht konzentriert sich auf den »Personenkult« und schiebt alle Verantwortung für die schlimmen Geschehnisse auf Stalin als Individuum. Er benennt dabei nicht allein die Repressionen, sondern auch die Probleme in der Landwirtschaft und Stalins Weigerung, Warnungen über den bevorstehenden deutschen Angriff auf die Sowjetunion zu beachten. Grundsätzlich geht der Bericht nicht über das angeprangerte System des Personenkults hinaus.

Eine selektive Abrechnung

In der Abrechnung mit Stalins Verbrechen ist Chruschtschows Bericht außerordentlich einseitig und selektiv. Sieht man von der Anprangerung der von Stalin im Krieg veranlaßten Deportation ganzer sowjetischer Nationalitäten — wobei nicht einmal alle erwähnt wurden — und der »Ärzte-Verschwörung« ab, so handelt er nur von der Verfolgung derjenigen in der sowjetischen kommunistischen Partei, die Stalin und die Parteilinie unterstützt hatten. Obwohl die Andeutung gemacht wird, daß die eigentliche physische Unterdrückung der Oppositionsgruppen nach ihrer politischen Niederlage unnötig gewesen sei, werden die spezifischen Strafanklagen gegen sie nicht zurückgenommen. Es gibt keinen

Hinweis auf die Moskauer Prozesse, in denen in den dreißiger Jahren die Führer der linken und rechten kommunistischen Oppositionen wegen Verschwörung gegen den sowjetischen Staat und Kollaboration mit faschistischen Mächten verurteilt wurden. In der Tat gab es auf dem 20. Parteitag nicht einmal einen Hinweis auf den Prozeß gegen Marschall Tuchatschewsky und die Generale von 1937, obgleich sie schon in den beiden nächsten Jahren in der Sowjetunion rehabilitiert werden sollten — anders als die Hauptangeklagten der anderen Moskauer Verfahren, die bis heute nie offiziell überprüft worden sind, wenn auch in der Chruschtschow-Periode bis 1964 einige der Hingerichteten in einem seltsamen Vorgang schrittweise rehabilitiert² wurden.

Es gab auch keine Bezugnahme auf die Millionen von Menschen, die von den verschiedenen Wellen der Massenrepression seit der Zeit der Kollektivierung verschlungen worden waren. Obwohl der Bericht ausdrücklich von »Massenrepression« sprach, teilte er deren enormes Ausmaß nicht wirklich mit. Das vom Verlag der Kommunistischen Partei Frankreichs herausgegebene Werk, *L'URSS et Nous*, schätzt auf mindestens zehn Millionen die Anzahl der Sowjetmenschen, die in den zwei großen Repressionswellen der 30er Jahre ums Leben kamen, wobei offizielle sowjetische Zahlen bislang nicht veröffentlicht wurden.

Der Bericht gibt auch keine Vorstellung von der Rolle, die Chruschtschow und seine Kollegen in der Parteiführung bei der Begünstigung des Stalin-Kults spielten, von dem ihre Reden in dieser Zeit Zeugnis ablegten. Er schweigt auch — und das ist noch schwerwiegender — über ihre Rolle bei den Repressionen, die eindeutig zu umfangreich waren, um von Stalin allein durchgeführt worden zu sein. Auch die Resolution des Zentralkomitees der KPdSU vom 30.6.1956 behandelt diese Fragen tatsächlich nicht. Sie stellte einen Versuch dar, der Kritik ausländischer kommunistischer Parteien zu begegnen, die das Fehlen einer marxistischen Analyse bemängelten. Die Resolution verwies zu Recht auf die schwierigen historischen Bedingungen, unter denen die Sowjetunion gezwungen war, den Sozialismus aufzubauen, und sie erkennt die widersprüchliche Rolle, die Stalin in diesem Prozeß spielte. Aber sie ist überhaupt nicht selbstkritisch, ihr fehlt es an Ehrlichkeit in ihrem Bild von der Parteiführung, die »durchweg der Generallinie Lenins gefolgt« sei und — soweit möglich — »Gegenangriffe« unternommen habe, um die Auswirkungen der Stalin'schen Gesetzlosigkeit zu begrenzen. Die Resolution macht geltend, daß es unmöglich gewesen sei, mehr zu tun, da Widerstand gegen Stalin keinen Rückhalt im Volk gefunden hätte, seit alle Erfolge beim Aufbau des Sozialismus und der Stärkung der Sowjetunion Stalin zugeschrieben wurden. Wenn dies in der Tat so war, bleibt die Frage, wie und von wem die ganze Presse und die öffentlichen Informationssysteme in Werkzeuge verwandelt wurden, mit denen durch verzerrte und tendenziöse Tatsachenpräsentation dieser Kult errichtet wurde, während es gleichzeitig keine Möglichkeit der Verbreitung anderer Informationen gab, die dem sowjetischen Volk hätten helfen können, die Wahrheit zu entdecken. Die Resolution zeichnet schließlich ein völlig falsches Bild von einem geschlossenen Führungskern im

Zentralkomitee, der nach Stalins Tod sofort einen energischen Kampf gegen diesen Kult und die aus ihm resultierenden schwerwiegenden Folgen gestartet habe. Wir wissen inzwischen von Roy Medwedjew, daß diese Resolution von *Molotow*, *Malenkow*, *Kaganowitsch* und *Woroschilow* gemeinsam abgefaßt wurde. In der Folge wurde von der sowjetischen Partei enthüllt, daß diese Parteiführer eine *besonders aktive Rolle in Stalins ungesetzlichen Repressionen* und nach seinem Tod in der Bekämpfung der Hauptversuche, die Dinge richtig zu stellen, gespielt hatten!

Im Hinblick auf eine marxistische Analyse bestehen noch krassere Mängel, nicht nur angesichts des Fehlens jeder selbstkritischen Einschätzung, wie die beschriebene Situation in der Sowjetunion entstehen konnte, sondern auch des Fehlens einer Analyse der Machtstrukturen, die mit Stalin verbunden waren. Der Bericht ließ das ganze Problem ungelöst, wie es Stalin möglich war, solch riesige Kompetenzen zu erlangen und auszuüben. *Togliatti* diskutierte diese Frage in einem Interview, das er im Juni 1956 einer italienischen Zeitschrift gab. Er stellte einen Zusammenhang her zwischen Stalins persönlicher Macht und dem, was er die »Anhäufung der Erscheinungen der Bürokratie« nannte, sowie einer partiellen »Degeneration« in verschiedenen Abteilungen des gesellschaftlichen Organismus. Die Resolution des sowjetischen Zentralkomitees griff diese Sichtweise *Togliattis* an, indem sie erklärte, daß es keinen Grund gäbe, von einer solchen »Degeneration« zu sprechen. Aber ist es nicht tatsächlich eine Degeneration, wenn wirksame politische Zentralgewalt aus der Kontrolle der Werktätigen in die Hände eines Mannes — so Chruschtschows Schilderung — oder zumindest einer beschränkten Führungsgruppe übergeht, die vom Volk nicht entlassen werden kann? — Die wichtige Frage ist, wie es in einem sozialistischen Staat, der aus einer demokratischen proletarischen Revolution hervorgegangen war, jemals dazu kommen konnte, daß Stalin eine solch gewaltige Macht in seinen Händen konzentrierte, wodurch sich seine despotischen Charakterzüge zügellos entfalten durften — aufgehalten erst durch seinen Tod. Weder Chruschtschows Bericht noch die ZK-Resolution lieferten hinreichende Erklärungen.

Wie es dazu kam — Entwicklungsgründe

Trotz der Beschränktheit der offiziellen sowjetischen Informationen können wir uns von dem, was geschah, ein ziemlich zuverlässiges Bild machen. Es scheint gesichert, daß Versuche, Stalin Einhalt zu gebieten, aus den Reihen der Partei und von seinen eigenen Gefolgsleuten 1932 und erneut anläßlich des 17. Parteitag 1934 unternommen wurden, als es ein starkes Votum gegen Stalin gab, und einflußreiche Vertreter ihn durch *Kirow* ersetzen wollten. Wie Chruschtschow in seinem Bericht zeigte, sagte *Postyschew*, einer der alten Bolschewiki, Stalin — wie auch andere im Zentralkomitee — später bei der Repressionsperiode von 1936/37 den Kampf an. Sie konnten jedoch nicht die Mehrheit gewinnen. Das Zentralkomitee war tatsächlich außer Stande, seine vorrangige Stellung in einer Situation zu behaupten, als diejenigen, die den Generalsekretär

kritisierten, zu einem gemeinsamen Vorgehen nicht in der Lage waren. Stalin verließ sich zunehmend auf seine direkte Kontrolle über die aufgeblähten Sicherheitsorgane. Seine Zwangsgewalt ermöglichte ihm in fortschreitendem Maße, jeden im Zentralkomitee auch physisch zu entfernen, der nur im Verdacht der Opposition stand. Auf diese Weise wurden mehr und mehr Leute eliminiert, die sich hätten einigen können, Stalin im ZK zu überstimmen. Die Macht war allmählich in immer weniger Hände übergegangen. Ein Hindernis nach dem anderen für die Ausübung willkürlicher Gewalt wurde von Stalin beseitigt. Das soll nicht heißen, daß Widerstand gegen Stalin unmöglich gewesen wäre, oder daß seiner Stellung nicht hätte vorgebeugt werden können, wenn nur in der ersten Hälfte der dreißiger Jahre noch die Initiative ergriffen worden wäre, seine Macht im Zaume zu halten. Aber das wurde nicht getan. 1937, vielleicht praktisch etwas früher, war ein Stadium eingetreten, wo es nicht länger möglich war — und hier hatte der Ernst der Lage sein bedrohliches Ausmaß erreicht —, von der Beherrschung der sowjetischen Partei und des Staates einen Mann zu entfernen, der dem Sowjetvolk ungeheuren Schaden zufügte durch die Entfesselung einer brutalen Unterdrückung, die sich in jeden Lebensbereich erstreckte.

1936 wurde die »Stalin'sche Verfassung« — weitgehend, wie es scheint, entworfen von *Bucharin*, der zwei Jahre später erschossen wurde — angenommen; sie wurde gefeiert als die demokratischste der Welt. In ihr wurde niedergelegt, daß alle Macht der werktätigen Bevölkerung und ihren Sowjets gehöre. In der Praxis konnten nicht nur die Werktätigen nicht über die Politik des Landes entscheiden, es war sogar sinnlos, von einer Diktatur der Partei zu sprechen, wenn man damit die Herrschaft der Mitglieder meinte, weil auch gewöhnliche Parteimitglieder keine Macht hatten. Tatsächlich scheint es, daß sie im Verhältnis zu Nicht-Mitgliedern eine entsprechend größere Zahl von Opfern bei den Säuberungen beklagten. Selbst das ZK konnte die Dinge nicht steuern, nicht einmal das Politbüro. Unter diesen Bedingungen nun war es offensichtlich unmöglich, sich auch nur irgendwie langsam demokratischen Formen zu nähern. Die Wirklichkeit sprach den ganzen Redeweisen der Zeit vollkommen Hohn, nicht nur der, daß die politische Macht von den Werktätigen demokratisch ausgeübt werden, sondern auch der über die vermeintliche Führungsrolle der kommunistischen Partei, wie sie in der Verfassung niedergelegt worden war.

Worauf Stalin aufbaute

Wie war all dies entstanden? — Im Vorteil des Rückschauenden können wir bestimmte Schlüsse ziehen. Stalin baute auf beschränkenden Regelungen auf, die während des Bürgerkriegs und in der verzweifelten Situation des Landes danach überlebensnotwendig waren. Diese Restriktionen wurden von den ungeheuren Kräften der Tscheka vollstreckt und waren gerichtet gegen ausdrücklich konterrevolutionäre Aktivitäten. Der sowjetische Staat war gezwungen, Notstandsmaßnahmen zu ergreifen, die sich später in einem gewissen Sinn gegen ihn selbst wenden sollten. Das heißt nicht, daß diese Maßnahmen damals nicht not-

wendig gewesen wären — trotz vieler Mißbräuche und Ungerechtigkeiten auch zu der Zeit —, aber es wurde ein sehr hoher Preis für sie gezahlt. Es war, als wenn man alle Arten von Medikamenten anwende, um das Leben eines Schwerkranken zu retten, und dies tatsächlich dazu führt, daß der Patient überlebt, aber an jederart Nebenwirkungen leidet, die nach der Krankheit andauern. *Der Grundfehler war, aus Notwendigkeiten Tugenden gemacht zu haben. Die außerordentlichen, in der Not ergriffenen Maßnahmen hätten abgeschafft werden müssen in dem Augenblick, als der Notstand vorüber war. Aber unter Stalin wurden sie nicht nur nicht abgeschafft, sondern ausgedehnt.* Die Sicherheitsorgane wurden nicht — oder nicht mehr in erster Linie — gegen Konterrevolutionäre und Spione angewandt, sondern zunehmend sowohl gegen wirkliche Revolutionäre in der Partei als auch gegen weite Teile des werktätigen Volkes der Sowjetunion. — Diese abnorme Situation wurde durch Stalins berühmte, in den 30er Jahren entwickelte Theorie gerechtfertigt, wonach sich beim Aufbau des Sozialismus der Klassenkampf verschärfe. Wicht man von diesem Standpunkt, den Stalin vortrug, ab, wurde man beschuldigt, dem wachsenden Druck von Kräften des Klassenfeindes Ausdruck zu verleihen. Von da war der nächste Schritt der, daß man als unmittelbarer Agent einer oder mehrerer imperialistischer Mächte angegriffen wurde. Abweichende Meinung bedeutete Verrat. Die freie und offene Diskussion, derer es zur Offenlegung und Bekämpfung von Machtmißbräuchen bedurfte, war von daher nicht möglich. Es fand eine *wesentliche Revision der Konzeption des sozialistischen Staates* statt, der von Marx, Engels und Lenin noch als notwendiges »Übel« im Übergang von Kapitalismus zur staatsfreien kommunistischen Gesellschaft betrachtet worden war. Sie hatten auf der »sozialistischen Kritik an jedwedem Staat überhaupt«³ bestanden, dem bürokratische und Entfremdungstendenzen innewohnen, die durch die »Selbsttätigkeit« der Massen im Zaum gehalten werden müssen. Unter Stalin entwickelte sich eine *Sichtweise, die den Staat idealisierte* und geradezu als Verkörperung der historischen Interessen der internationalen Arbeiterklasse und des sowjetischen Volkes schlechthin betrachtete.

Lenin, Trotzki und der sozialistische Staat

Es gibt keinen größeren Kontrast als den zwischen der Haltung gegenüber dem Sowjet-Staat, wie sie *Lenin* in der Kontroverse über die Gewerkschaften 1920 und 1921 zum Ausdruck brachte, und der stalinistischen Position. Lenin polemisierte gegen *Trotzki* in der Frage der Gewerkschaften und des Staates. *Trotzki* sagte: Wir brauchen keine Gewerkschaften, um die Arbeiter vor ihrem eigenen Arbeiterstaat zu schützen; dies wäre eine logische Inkonsequenz, da ihre Interessen unzweifelhaft identisch sind. Lenin argumentierte: Dies ist eine sehr abstrakte Betrachtungsweise des Problems. Sowohl der Staat als auch die Gewerkschaften repräsentieren die Arbeiterklasse, aber der Sowjet-Staat ist nicht nur Arbeiterstaat, er ist ein Arbeiterstaat mit bürokratischen Verzerrungen. Der Blickwinkel, aus dem die Funktionäre die Dinge sehen, wird sich von dem der

Arbeiter unterscheiden. Es ist daher wichtig, daß die Arbeiter sich vor den bürokratischen Verzerrungen, die vom Staat ausgehen, schützen können. *Aus diesem Grund ist es notwendig, daß die Gewerkschaften vom Staat getrennt bleiben*, um — so Lenin — die Arbeiter vor ihrem eigenen Staat zu schützen.

Diese Auffassung ist ihrem Wesen nach eine *pluralistische*. Sie anerkennt die Tatsache, daß es verschiedene Interessen und unterschiedliche Perspektiven gibt, die, falls man sie leugnet und nicht auf institutionellem Wege zum Ausdruck bringt, zu der ernstesten Machtkonzentration und zu einem Niederwälzen des wahren Interesses von Teilen der Bevölkerung führen kann, wie wir sie in ihrer extremsten Form in der stalinistischen Periode der Sowjetunion gesehen haben.

Natürlich muß man feststellen, daß die objektiven Bedingungen, die nach der Revolution in der Sowjetunion vorherrschten, andere waren als die, die Marx als notwendig für den Aufbau einer sozialistischen Gesellschaft ansah. Sie unterscheiden sich von den Bedingungen, die wir in den entwickelten kapitalistischen Ländern antreffen. Die Sowjetunion war gezwungen, in einer Situation der Rückständigkeit und enormer Knappheit an materiellen Gütern mit dem Aufbau zu beginnen, Bedingungen, unter denen — wie Marx und Engels sagten — nur »der *Mangel* verallgemeinert« würde.⁴ Dies verstärkte den Druck zum Ausbau der Bürokratie. Ein ähnlicher Druck ist ebenso in fortgeschrittenen kapitalistischen Ländern vorhanden, wie schon der politische Soziologe Robert Michels in seinem zentralen Werk »Zur Soziologie des Parteiwesens in der modernen Demokratie« feststellte, als er sein sogenanntes »ehernes Gesetz« der Oligarchie auf der Grundlage der Erfahrungen mit der deutschen Sozialdemokratie vor dem 1. Weltkrieg formulierte. Demzufolge konzentrieren die Führer auch »demokratischer« Parteien ein Übergewicht an Macht in den eigenen Händen. Diese Tendenz zur Oligarchisierung ist doppelt und dreifach so stark in einem unterentwickelten Land wegen der ökonomischen und kulturellen Rückständigkeit und der fehlenden organisatorischen Erfahrung der Massen. Dies ist kein »ehernes Gesetz«, wie dies Michels annahm, aber sicherlich eine Tendenz, die verstärkt wurde durch die Lage Sowjet-Rußlands am Ende des Bürgerkriegs als die einzig legale Partei im Namen einer dezimierten, moralisch erschütterten und politisch desorientierten Arbeiterklasse die Macht ausübte.

Gegenmaßnahmen

Es ist von entscheidender Bedeutung, daß Marxisten gegen ähnliche Mißstände Vorkehrungen treffen, die entstehen könnten, wenn ihre Länder eine sozialistische Revolution durchlaufen. Der 20. Parteitag zeigte eines deutlich: Es war eine vollkommene Illusion anzunehmen, daß nach der Erlangung der Macht und der Errichtung eines sozialistischen Wirtschaftssystems automatisch ein demokratischer Überbau daraus hervorgehen würde. Was sich in der Sowjetunion unter Stalin ereignete, zeigte — selbst dann, wenn man alles andere außer Acht läßt —, daß man nicht von einer solch naiven Annahme ausgehen darf. Alle bisherigen Erfahrungen lehren Marxisten, daß auf der Grundlage privaten Eigen-

tums an den Produktionsmitteln, an den Mitteln der Verteilung und des Austausches eine wahrhaft demokratische Gesellschaft nicht möglich ist. Obgleich wichtige formal-demokratische Rechte im Kapitalismus errungen werden können, wird es solange, wie die Wirtschaft in den Händen einiger Monopolkapitalisten konzentriert ist, ungeheure Einschränkungen geben. Die »Expropriation der Expropriateure« und das öffentliche Eigentum an den Produktionsmitteln ist daher eine elementare Vorbedingung für den Aufbau einer demokratischen Gesellschaft. Aber dies ist an sich nur eine Vorbedingung. Es ist offensichtlich notwendig, daß positive Begleitmaßnahmen getroffen werden, die die weitgehendste und direkteste Kontrolle der Werktätigen über ihr Leben, über die Regierung ihres Landes, über Entscheidungsprozesse am Arbeitsplatz und auf lokaler Ebene ebenso wie im Bereich der Innen- und Außenpolitik gewährleisten. In anderen Worten: Mitwirkung nicht nur bei der Ausführung von Entscheidungen, sondern vor allen Dingen bei der Diskussion und Formulierung dieser Entscheidungen, ebenso wie bei der Wahl, der Kontrolle und — wenn nötig — beim Auswechseln der Regierung.

Gewiß war es dies, was Lenin meinte, als er 1918 die Überlegenheit des revolutionären Systems auf der Grundlage erörterte, daß die Sowjetmacht »... den Werktätigen die Möglichkeit (gibt), wenn sie mit ihrer Partei nicht zufrieden sind, andere Delegierte zu wählen, die Macht einer anderen Partei zu übertragen und die Regierung zu ändern — ohne jede Revolution ...«⁵ Die Errichtung eines Ein-Parteien-Systems war von den Bolschewiki, als sie die Macht übernahmen, nie beabsichtigt. Es war das Ergebnis besonderer historischer Umstände, in denen sich der Sowjet-Staat nach Jahren des Krieges und des Bürgerkrieges befand, als fast alle nicht-kommunistischen Parteien die Kronstadt-Revolte des Jahres 1921 unterstützten. Ein 'Ein-Parteien-System' neigt seiner Natur nach dazu, Tendenzen zur Machtkonzentration im Land allgemein, aber auch innerhalb der Partei zu verstärken.

Zwei Tendenzen

Gegenwärtig findet man in der internationalen kommunistischen Bewegung zwei markante Richtungen, die ihren Ursprung in den verschiedenen Reaktionen haben, die der 20. Parteitag hervorrief. Zum einen gibt es die Richtung, die von den kommunistischen Parteien der Sowjetunion und den anderen Mächten, die 1968 an der Intervention in der CSSR beteiligt waren, vertreten wird, die die Konzeption eines pluralistischen Modells sozialistischer Demokratie als »bürgerliche Diversion« verurteilen. Diese Richtung sieht die Interessen der arbeitenden Menschen gewahrt durch die Sicherung — und gegebenenfalls Erzwingung — der führenden Rolle der kommunistischen Partei, wobei die Führungsrolle der kommunistischen Partei als unvereinbar gilt mit der Existenz jeder Opposition, obschon vereinbar mit der Existenz anderer Parteien, die mit den Kommunisten verbündet sind und ihre Führung anerkennen. Die andere Richtung ist die pluralistische, die die kommunistischen Parteien Italiens, Frankreichs, Spaniens, Ja-

pans, Schwedens und Großbritanniens u.a. vertreten. Auch sie streben eine führende Rolle in einer zukünftigen sozialistischen Regierung an, aber nur solange sie die Unterstützung der Mehrheit in ihren Ländern haben und erhalten können. Sie sehen die Ausübung ihrer Führungsrolle vor allem auf der Grundlage ihrer politischen und ideologischen Arbeit und keineswegs durch ein geheiligtes Verfassungsrecht begründet. Sie stehen für ein *Mehr-Parteien-System*, in dem alle politischen Organisationen — einschließlich kapitalistischer Oppositionsparteien —, die bereit sind, die Gesetze des Landes zu respektieren, ein gesetzliches Existenzrecht haben und das *Recht, sich an Wahlen zu beteiligen, Zeitschriften zu veröffentlichen und Propaganda zu betreiben, wozu sie Zugang zu Fernsehen und Rundfunk haben müssen*. Falls jedoch anti-sozialistische Parteien nicht bereit wären, die Entscheidung der Mehrheit der Bevölkerung zu respektieren und zu Sabotage oder bewaffnetem Aufstand greifen würden oder sich an rassistischer Propaganda beteiligten, wie dies faschistische Organisationen tun, so würden repressive Maßnahmen gegen sie getroffen werden. In einer pluralistischen, sozialistischen Gesellschaft wäre es jedoch das Ziel, die Ideen reaktionärer Kräfte in offenen Debatten und Diskussionen zu bekämpfen. Eine solche Gesellschaft würde durch die über einen längeren Zeitraum hinweg aufgebaute *Hegemonie der Arbeiterklasse und ihrer Parteien* entstehen.

Unbehinderte Presse

Als Gegenmittel zu übermäßiger Machtkonzentration in den Händen einer kleinen Führungsgruppe ist die Existenz einer Presse, die frei ist zu kritisieren, alternative Standpunkte zu unterbreiten und Mißstände darzustellen, wo immer sie auch auftreten, wichtiger als jede verfassungsmäßig verankerte Bestimmung. Durch eine unbehinderte Presse, die nicht Zeitungsbaronen, sondern Parteien und öffentlichen Organisationen gehört, verfügt man über ein wichtiges Instrument, die öffentliche Meinung für aktuelle Streitfragen zu interessieren und sie gegen Erscheinungen von Regierungswillkür, Bürokratie oder gesetzliche Ungerechtigkeiten zu mobilisieren. Die sowjetische Presse spielte in der Stalin-Ära genau die entgegengesetzte Rolle, indem sie die öffentliche Meinung *gegen* und nicht für jene beeinflusste, die der Verfolgung und Unterdrückung ausgesetzt waren.

Eine sozialistische Demokratie erfordert ein *Parlament*, welches ein *wirkliches Forum für die öffentliche Erörterung politischer und ökonomischer Fragen und die Einführung neuer Gesetze* ist. Es unterscheidet sich von der Stellung des Obersten Sowjet, der noch immer nur zwei oder dreimal im Jahr zu kurzen Sitzungen zusammentritt, um Vorschläge, die schon vorher von der Regierung formuliert wurden, zur Kenntnis zu nehmen, denen er jedesmal ohne öffentliche Diskussion inhaltlicher Fragen einmütig zustimmt.⁶

Im Sozialismus sollten alle Rechte, die von den arbeitenden Menschen im Kapitalismus erkämpft worden sind, erhalten bleiben und erweitert werden. Dies bedeutet, daß die Arbeiter die *Unabhängigkeit ihrer Gewerkschaften und die*

Freiheit aller gewerkschaftlichen Aktivitäten, einschließlich des Streikrechts, verteidigen sollten. In einer gut funktionierenden sozialistischen Gesellschaft wird dieses Recht natürlich weit seltener angewandt werden als im Kapitalismus, da die Produktionsmittel gesellschaftliches Eigentum sein würden und die Arbeiter einbezogen wären in die Leitung und Kontrolle *ihrer* Fabriken. Wenn man sich jedoch der bürokratischen Gefahren erinnert, sollte die Arbeiterklasse dieses Grundrecht auch in einer sozialistischen Gesellschaft nicht aufgeben. Die polnischen Arbeiter haben im letzten Sommer auf diesem Recht unbeirrt bestanden und seine Verankerung im Vertrag von Gdansk durchgesetzt. Die Erfahrungen in Polen zeigen in großer Deutlichkeit die Notwendigkeit pluralistischer Strukturen in einem sozialistischen Land, in denen die Arbeiter ihre Wünsche und Beschwerden direkt und wirksam ausdrücken können. Andernfalls werden Bürokratie, Machtkonzentration und Korruption letzten Endes nur durch folgenschwere und teuer zu bezahlende Explosionen aufgestauter Unzufriedenheit bekämpft werden können, wie es seitens der polnischen Arbeiter schon 1956, 1970 und 1976 geschah. Es ist bemerkenswert und tragisch zugleich, daß diese Arbeiter sich wiederholt nicht nur mit 'ihrem' Arbeiterstaat und 'ihrer' Arbeiterpartei im Konflikt befunden haben, sondern auch mit 'ihren' traditionellen Gewerkschaften. Das traurige Versagen der alten Gewerkschaften dokumentiert der Vertrag von Gdansk, indem er die Unabhängigkeit des neuen, im Streik geborenen, millionenstarken Gewerkschaftsverbandes »Solidarität« anerkennt.

Die Täuschung des bürgerlichen Pluralismus

Der *sozialistische Pluralismus* muß klar unterschieden werden von bürgerlichen Konzeptionen eines politischen Pluralismus, die eine Falle und eine Täuschung sind. Wenn die Theoretiker des *bürgerlichen Pluralismus* davon reden, daß die Macht in ihren Ländern auf unterschiedliche Interessengruppen verteilt sei, ignorieren sie den wirklichen Ort, an dem sich Macht in Gesellschaften konzentriert, in denen der Staat und die Wirtschaft vom Monopolkapitalismus beherrscht werden. Dagegen besteht im Sozialismus nach der Vergesellschaftung der wichtigsten Produktionsmittel die tatsächliche Möglichkeit, eine pluralistische Gesellschaft aufzubauen, in der unterschiedliche Teile der Bevölkerung ihre Meinung nicht nur auf formalem Wege, sondern auf aktive Weise geltend machen können, wie es in der CSSR im Frühjahr und Sommer 1968 begonnen wurde.

Die Hervorhebung der demokratischen sozialistischen Gesellschaft, für die wir eintreten, ist vielleicht heute von größerer Bedeutung als früher. Wir befinden uns inmitten einer weltweiten Krise des Kapitalismus. Unzufriedenheit mit diesem alten und unzulänglichen System zeigt sich in wachsendem Maße. Gleichwohl zögern viele, die in den meisten sozialistischen Ländern wirtschaftlichen Fortschritt ohne Arbeitslosigkeit und hohe Inflationsraten, mit steigendem Lebensstandard und sozialen Leistungen sehen. Sie fragen: Sind die Einschränkungen von Freiheiten, die wir in der Sowjetunion beobachten, die Mißstände,

die sich in der Behandlung von »Dissidenten« widerspiegeln und vieles andere mehr der Preis, den wir für die Verhinderung kapitalistischer Krisen zu bezahlen haben?

In dem Maße, wie wir beweisen können — so wie kommunistische Parteien in westlichen Ländern dies versuchen —, daß Sozialismus diese Dinge nicht meint, daß Sozialismus tatsächlich nicht nur höheren Lebensstandard und eine rationellere Wirtschaft bedeutet, sondern auch mehr Demokratie, eine größere Beteiligung der Masse der Bevölkerung an der Kontrolle ihrer Lebensverhältnisse, in demselben Maß wird der Sozialismus in Ländern wie den westeuropäischen mit ihren starken demokratischen Traditionen für die Werktätigen attraktiver werden.

Anmerkungen

- 1 In den verschiedenen Prozessen in Osteuropa, ganz besonders 1949 im Verfahren gegen den Außenminister Rajk in Ungarn sowie gegen den Parteisekretär Kostov, in Bulgarien, hatten sich die Angeklagten, die alte Kommunisten und Organisatoren des antifaschistischen Widerstands waren, des Landesverrats für schuldig bekannt. Rajk beispielsweise »gestand«, mit Tito und den anglo-amerikanischen Imperialisten in der Absicht zusammengearbeitet zu haben, die ungarischen Kommunistenführer Rakosi, Farkas und Gerö zu ermorden.
- 2 Eine genaue Lektüre der Prozeßberichte ergibt, daß mit der Rehabilitation wichtiger Leute wie Krestinsky, von dem zu Unrecht behauptet wurde, er habe verbrecherische, konspirative Anweisungen Trotzki an seine Gefolgsleute in der Sowjetunion übermittelt, diesen Verfahren ihre ganze Glaubwürdigkeitsgrundlage entzogen wurde.
- 3 W.I. Lenin, Staat und Revolution, in: Lenin Werke (LW), Bd. 25, Berlin/DDR 1960, S.410; vgl. auch ebd., S.467.
- 4 Karl Marx und Friedrich Engels, Deutsche Ideologie, in: Marx-Engels-Werke (MEW), Bd. 3, Berlin/DDR 1969, S.34.
- 5 W.I. Lenin, Antwort auf die schriftlichen Fragen (= Außerordentlicher Gesamtrussischer Eisenbahnerkongreß, Sitzung vom 13. (26.) Januar 1918, Teil 2), in: LW, Bd. 26, Berlin/DDR 1961, S.498.
- 6 Die Arbeit, die in den letzten Jahren zunehmend von den Kommissionen des Obersten Sowjet geleistet wird, stellt jedoch einen gewissen Schritt nach vorn dar.

Joachim Günther

Am Beispiel Polen*

Unabhängige Gewerkschaften und die »führende Rolle der Partei«

Der folgende Artikel bemüht sich nicht, im Kaffeesatz offizieller und halb-offizieller Verlautbarungen nach der Zukunft der polnischen Entwicklung zu suchen. Vielmehr soll die Bedeutung der Herausbildung unabhängiger Gewerkschaften für eine Weiterentwicklung der bestehenden sich sozialistisch verstehenden Gesellschaftssysteme betrachtet werden. Auch ein Scheitern des polnischen Experiments — sei es durch äußere oder innere Ereignisse — ändert nichts an der prinzipiellen Bedeutung dieser Auseinandersetzung für Sozialisten.

I. Demokratischer Sozialismus — Sozialistische Demokratie

Wie auch schon bei früheren Anlässen (Ungarn, CSSR), schallt einem im Zusammenhang mit den jüngsten polnischen Auseinandersetzungen aus bürgerlichen Medien wie aus linken Gazetten der »Demokratisierungs« und »Liberalisierungs«-Schlachtruf entgegen. Das bürgerliche Lager setzt auf die »Krise des Kommunismus«, und die Sympathisanten sozialistischen Gedankengutes setzen auf die Demokratisierung des Realen Sozialismus: Sozialistische Planwirtschaft plus demokratische Freiheiten erscheinen als der wirkliche »Demokratische Sozialismus«.

Die Addition von Sozialismus und Demokratie stellt jedoch ein Mißverständnis dessen dar, was bei Rosa Luxemburg als »Demokratischer Sozialismus« bezeichnet wurde. Marxisten gehen von der Vorstellung aus, daß die bürgerliche Demokratie niemals wirklich demokratische Freiheiten für die Arbeiterklasse schaffen kann, sondern erst der Sozialismus, indem er den Widerspruch zwischen Lohnarbeit und Kapital auflöst und damit die Diktatur einer Minderheit — der Bourgeoisie — über die Mehrheit — das Proletariat —. Dabei ist die Entwicklung des Sozialismus ihrerseits wiederum durch eine Phase der Diktatur (des Proletariats) gekennzeichnet — bei Autoren wie dem Austromarxisten Max Adler auch 'proletarische Demokratie' genannt. Die Weiterentwicklung hin zum »Demokratischen Sozialismus« ist nicht die Hereinnahme formaler demokratischer Elemente in den sich aus der Diktatur des Proletariats entwickelnden Sozialismus, sondern die Entwicklung der sozialistischen Gesellschaft selbst.

Die Entwicklung des »Demokratischen Sozialismus« ist also die Verwirklichung einer an den Bedürfnissen der Bevölkerung orientierten Produktionsweise, in der die allumfassende Beteiligung aller gesellschaftlichen Kräfte an der sozialistischen Produktion gewährleistet sein muß. Daher entspricht es dem Selbstverständnis bürgerlicher Auffassungen, wenn in der Kritik des real existierenden

* Der Aufsatz erschien zuerst in der Nr. 13 der Zeitschrift »interpol«, Berlin/West 1980, S.3-6. Der Abdruck erfolgt mit freundlicher Genehmigung der »interpol«-Redaktion (Anschrift: Moltkestr. 21, 1000 Berlin 45).

Sozialismus eine formale »Demokratisierung« gefordert wird, ohne Rechenschaft darüber abzulegen, inwiefern einzelne Demokratisierungsschritte den sozialistischen Zielvorstellungen entsprechen. Nicht ganz zu Unrecht wird von offizieller kommunistischer Seite in diesem Zusammenhang von Antisozialismus gesprochen, da ungeklärt bleibt, inwieweit diese Schritte sozialistische Errungenschaften in Frage stellen. — Daher wird im folgenden die Frage nach der Bedeutung unabhängiger Gewerkschaften in sozialistischen Ländern nicht danach zu beurteilen sein, ob diese »Alternativen« oder »Gegenpole« zur herrschenden Parteimeinung darstellen, sondern inwieweit sich durch unabhängige Gewerkschaften das sozialistische Gesellschaftssystem verändert.

II. Bedeutungswandel der Gewerkschaften im Realen Sozialismus

Zunächst muß die Frage beantwortet werden, warum in einer sozialistischen Gesellschaftsordnung Gewerkschaften überhaupt notwendig sind. Gilt es, die Interessen der Arbeiterklasse weiter zu verteidigen, wenn der Gegenpol, das Kapital, nicht mehr existiert, wenn die Arbeiterklasse selbst die Macht hat (Diktatur des Proletariats), bzw. wenn von Klassen im Sinne »feindlich gegenüberstehender« gesellschaftlicher Kräfte nicht mehr gesprochen werden kann?

Sieht man sich die Entwicklung der Gewerkschaften im Kapitalismus an, so gilt etwa für die Situation der Bundesrepublik von 1980 noch vieles, was über 100 Jahre zuvor auf dem Erfurter Gewerkschaftskongreß von 1872 beschlossen wurde: »In Erwägung, daß die Kapitalmacht alle Arbeiter, gleichviel, ob sie konservativ, fortschrittlich, liberal oder sozialdemokratisch sind, gleich sehr bedrückt und ausbeutet, erklärt der Kongreß es für die Heiligste Pflicht der Arbeiter, allen Parteihader beiseite zu setzen, um auf dem neutralen Boden einer einheitlichen Gewerkschaftsorganisation die Vorbedingung eines erfolgreichen kräftigen Widerstandes zu schaffen, die bedrohte Existenz sicherzustellen und eine Verbesserung ihrer Klassenlage zu erkämpfen.« — Gilt diese Forderung nach einer einheitlichen Klassenorganisation auch für eine sozialistische Gesellschaftsordnung?

Folgen wir dem Selbstverständnis z.B. der DDR, so finden wir, daß sich der FDGB als »Klassenorganisation der in der DDR herrschenden Arbeiterklasse« definiert, »die sich aktiv für die weitere Erhöhung des materiellen und kulturellen Lebensniveaus der Arbeiter, Angestellten und Angehörigen der Intelligenz auf der Grundlage eines hohen Entwicklungstempos der sozialistischen Produktion ... und des Wachstums der Arbeitsproduktion« einsetzt (Präambel). Der FDGB erkennt die »führende Rolle der Partei« ausdrücklich an und versteht sich als »Schule des Sozialismus«.

Die führende Rolle der Partei leitet sich ihrerseits aus der Definition der SED in ihrem Parteiprogramm ab. Sie ist »der bewußte und organisierte Vortrupp der Arbeiterklasse und des werktätigen Volkes der sozialistischen Deutschen Demokratischen Republik.«

Das Verhältnis von Partei und Gewerkschaft ist also das des »Vortrupps« zur »Klassenorganisation«, die Aufgabe der Gewerkschaften (abgesehen von der Vielfältigkeit ihrer Arbeit auf sozialem Gebiet und ihrer auf allen Ebenen der Gesellschaft institutionalisierten Mitverantwortung) als »Schule des Sozialismus« ist es, Bewußtseinsdefizite der Massen gegenüber dem Vordenken der Partei auszugleichen.

Dieses Verhältnis von Partei und Gewerkschaft wird oft auf Lenin und das Organisationsprinzip des »demokratischen Zentralismus« zurückgeführt — sowohl in der Selbstdarstellung herrschender Auffassung in den sozialistischen Staaten wie auch in den bürgerlichen Darstellungen, die gerne eine bruchlose »undemokratische« Traditionslinie in der kommunistischen Bewegung zu konstruieren bemüht sind.

Betrachten wir die Geschichte der Russischen Revolution, so zeigt sich, daß in der Phase des Bürgerkriegs, d.h. zu Zeiten einer direkten Bedrohung durch bewaffnete Auseinandersetzungen im Innern und Interventionsversuchen von außen, eine Unterordnung aller Organisationen der revolutionären Arbeiterbewegung unter den »Parteiwillen« gegeben war. Lenin sah darin jedoch keine auf ewig festgeschriebene Notwendigkeit. Dies zeigt sich in seinen Schriften, die er 1921 und 1922 zur »Neuen ökonomischen Politik« verfaßt. In einem Beschluß des ZK der Kommunistischen Partei Rußlands vom 12. Januar 1922 wird ausführlich auf die Stellung der Gewerkschaften eingegangen; hier einige Passagen:

»Die formale Einstellung der Gewerkschaften, wonach ausnahmslos alle in Lohnarbeit stehenden Personen als Gewerkschaftsmitglieder zählen, hat in gewissem Grade zu bürokratischen Auswüchsen in den Gewerkschaften und zu ihrer Losgelöstheit von den breiten Massen ihrer Mitglieder geführt; daher ist es notwendig, mit aller Entschiedenheit den Grundsatz der *freiwilligen Mitgliedschaft* in Bezug auf den *individuellen wie auch den kollektiven Eintritt* in die Gewerkschaften zu verwirklichen. Von den Gewerkschaftsmitgliedern darf man auf keinen Fall fordern, daß sie bestimmte politische Ansichten vertreten, in diesem Sinne wie auch in der Frage der Stellung der Religion *müssen die Gewerkschaften parteilos sein.*«

Über diese Bestimmungen hinaus spricht der Beschluß ausdrücklich von mit den Gewerkschaften abgeschlossenen Kollektivverträgen, die nach dem Prinzip der Einzelverantwortung der Betriebsleitungen zustande kommen. Gleichzeitig wird jedoch unmißverständlich auf die führende Rolle der Partei hingewiesen:

»Die Gewerkschaften müssen die engsten und ständigen Mitarbeiter der Staatsmacht sein, die in ihrer gesamten politischen und wirtschaftlichen Arbeit von der bewußten Vorhut der Arbeiterklasse — der Kommunistischen Partei — geleitet wird. Die Gewerkschaften, die im allgemeinen eine Schule des Kommunismus sind, müssen im besonderen für die gesamte Masse der Arbeiter und sodann auch für alle Werktätigen eine Schule der Verwaltung der sozialistischen Industrie (und nach und nach auch der Landwirtschaft) sein.«

Diese Formulierungen schienen sich exakt mit jenen Prinzipien zu decken, die gegenwärtig artikuliert in den sozialistischen Staaten ist, und dennoch besteht ein deutlicher Unterschied zwischen der gegenwärtigen Praxis in den sozialistischen Ländern und den Vorstellungen Lenins, der auf der Negierung fortbestehender Widersprüche in den sozialistischen Ländern beruht. Lenin hat auf

diese Fehleinschätzung gegenüber Trotzki hingewiesen. Trotzki zitierend, korrigiert er: »'die Gewerkschaften, die die alte Grundlage ihrer Existenz, den wirtschaftlichen Klassenkampf eingebüßt haben ...' (das ist falsch, das ist eine voreilige Übertreibung: Wohl haben die Gewerkschaften eine solche Grundlage wie den wirtschaftlichen *Klassenkampf* eingebüßt, aber sie haben noch lange nicht eine solche Grundlage eingebüßt, und werden sie leider auf lange Jahre hinaus auch nicht einbüßen können, wie den *nichtklassenmäßigen* 'wirtschaftlichen Kampf' im Sinne des Kampfes gegen die bürokratischen Auswüchse des Sowjetapparates, im Sinne der Wahrnehmung der materiellen und geistigen Interessen der Masse der Werktätigen durch Mittel und Wege, die diesem Apparat unzugänglich sind, usw.) ...«

III. Die »führende Rolle der Partei«: Hegemonie oder Kontrolle?

Eine Beurteilung der gegenwärtigen Entwicklung in den Staaten des »realen Sozialismus« und vor allem der polnischen Ereignisse muß die Führungsrolle der kommunistischen Parteien als zentralen Ansatzpunkt für eine Kritik aus materialistischer Sicht begreifen. Dabei sind zwei Schritte zu unterscheiden, die die Politik der sozialistischen Länder von einer ursprünglichen marxistischen Auffassung unterscheidet: Zum einen geht Lenin von dem Postulat des Kommunistischen Manifestes ab, daß die »Kommunisten keine besondere Partei gegenüber den anderen Arbeiterparteien sind« und daß sie »keine Prinzipien« aufstellen, »wonach sie die proletarische Bewegung modeln wollen«, da er die *führende Rolle der Kommunistischen Partei* postuliert.

Zum anderen bildet sich jedoch im Stalinismus in den sozialistischen Ländern eine Praxis heraus, die der kommunistischen Partei einen absoluten Führungsanspruch und darüber hinaus Kontrollfunktion für alle gesellschaftlichen Bereiche zuordnet.

Mag es auf den ersten Blick so scheinen, als bedeute die letztere Entwicklung eine Ausweitung des ideologischen Anspruchs, so stellt sich bei näherem Hinsehen das Gegenteil heraus: Die absolute Kontrollfunktion der jeweiligen Parteien entsteht nicht aus der hegemonialen Stellung der Partei heraus, sie ersetzt diese! Dabei werden die Begriffe wie »führende Rolle« und »Vorhut« der Arbeiterklasse umgedeutet: Drückten sie zunächst Vorbild- und Beispielfunktion der Partei für die Massen aus, war die Partei im Sinne des Kommunistischen Manifests »praktisch der entschiedenste, immer weiter treibende Teil« der Arbeiterparteien, indem sie »stets das Interesse der Gesamtbewegung« vertrat, so steht nun ein hierarchisches Denken im Mittelpunkt: Führung, die gleichzeitig Befehlsgewalt gegenüber den zu Führenden bedeutet. Damit wird de facto der hegemoniale Anspruch aufgegeben (wenn dies auch niemals eingestanden wird): Die Kontrollfunktion der Partei kann auch ausgeübt werden, wenn die Partei nicht (mehr) das »Interesse der Gesamtbewegung« vertritt.

IV. Unabhängige Gewerkschaften: Fortschritt oder Hemmschuh der sozialistischen Produktionsweise?

In der sowjetischen Parteizeitung »Prawda« vom 25.9.1980 ist zu lesen, Lenin habe »jene scharf kritisiert, die auf sogenannte freie Gewerkschaften spekulierten ..., auf Gewerkschaften, 'frei' von den Kampfzielen der Arbeiterklasse für den Kommunismus und 'unabhängig' von den allgemeinen Interessen des ganzen werktätigen Volkes«. Hier wird geschickt mit Worten gespielt: Die parteipolitische Unabhängigkeit der Gewerkschaften, die nicht nur Lenin, ja sogar Stalin (1924) noch gefordert hatte, wird umgedeutet in eine 'Unabhängigkeit von den allgemeinen Interessen des ganzen werktätigen Volkes'.

Darum kann es in Polen allerdings kaum mehr gehen, wenn man den Informationen Glauben schenken darf, daß die unabhängigen Gewerkschaften inzwischen einen großen Teil der polnischen Werktätigen organisieren. Da ist die Frage schon brennend, wer die 'allgemeinen Interessen' vertritt. Dennoch wird in der sowjetischen Kritik ein wichtiges Prinzip der gewerkschaftlichen Aufgaben im Sozialismus unausgesprochen aufgegriffen: Die Einheit der gewerkschaftlichen Organisation. Eine einheitliche Gewerkschaftsorganisation ist Voraussetzung dafür, daß die Auseinandersetzungen im Interesse der gesamtgesellschaftlichen Entwicklung liegen und nicht Sonderinteressen einzelner Gruppen innerhalb der Arbeiterklasse zum Hauptauseinandersetzungsfeld werden. Daher scheint die Überwindung konkurrierender Organisationsformen der Gewerkschaften in Polen eines der zentralen Probleme zur Lösung der gegenwärtigen Konflikte zu sein.

Doch damit sind erst Voraussetzungen zur Beantwortung der Frage genannt, ob unabhängige Gewerkschaften im Sozialismus lediglich 'demokratischen Luxus' oder aber Elemente einer Verbesserung der Produktionsweise darstellen! Die Antwort ergibt sich aus der Analyse des realen Sozialismus als Gesellschaftsformation, in der der Klassenantagonismus zwar aufgehoben ist, nichtantagonistische Widersprüche jedoch fortbestehen. Für Sozialisten ist das Problem, wie diese Widersprüche ausgetragen werden, kein moralisches, keine Frage des 'Pluralismus' als solchem, sondern vielmehr ein Aspekt der Weiterentwicklung der Planwirtschaft unter dem Gesichtspunkt der sozialistischen Demokratie.

Wie wurden die Widersprüche bisher gelöst? Von Ausnahmen abgesehen, die jedoch immer als Verstoß gegen sozialistische Grundprinzipien verstanden wurden, war es die Partei, die intern (die Frage der »Öffentlichkeit« von Diskussion mußte dabei gesondert problematisiert werden) Lösungen diskutierte und die Handlungsleitlinie verbindlich festlegte. Dieser Mechanismus hat zunächst einmal den Vorteil, daß — oberflächlich betrachtet — im Sinne der optimalen Planung keine Reibungsverluste entstehen. Anders ausgedrückt: Es werden keine Kapazitäten im Produktionsprozeß selbst aufs Spiel gesetzt; als besonders krasses Beispiel sei hier der Streik genannt. Die Nachteile sind jedoch grundsätzlicher Natur und wirken sich längerfristig auf das Gesamtsystem aus:

- Eine Partei, die jeweils neue Entscheidungen zu treffen hat und dabei kein anderes Korrektiv hat als den Meinungsbildungsprozeß innerhalb ihrer eigenen Organisation, tendiert dazu, daß sich eine Gruppe durchsetzt und so andere Interessen nicht mehr zum Tragen kommen.
- Dabei kommen in aller Regel jene Interessen zum Zuge, die sich auf das gesellschaftliche Gesamtprodukt beziehen (Festlegung der Planziele, Konkurrenzfähigkeit im internationalen Bereich, Effektivität der Produktion), als jene, die die sozialen Binnenstrukturen betreffen (Fragen des politischen Bewußtseins, Organisation der Bevölkerung, Ausgleich zwischen sozialen Gruppen).

Die größte Gefahr dieser Politikform liegt in dem Hegemonieverlust der Partei selbst, da sie lediglich gefordert ist, intern »Hegemonie« einer bestimmten Auffassung zu produzieren, die Durchsetzung ihrer Beschlüsse jedoch zunehmend durch Zwang und Scheinmobilisierung geschieht. — Damit zusammenhängend ist die Entwicklung des sozialistischen Bewußtseins eine Frage formaler Legitimation: Zwar ist der Zusammenhang zwischen Herrschaft der Arbeiterklasse und Partei äußerlich gegeben, der einzelne Arbeiter wird jedoch dem Produkt seiner Arbeit zunehmend entfremdet.

Wie ändert sich dieses Mißverhältnis durch die Existenz unabhängiger Gewerkschaften? Zunächst muß auf eine volle Konsequenz hingewiesen werden, die sich aus der Existenz solcher Gewerkschaften logisch ergibt: 1) Es gibt keinerlei Weisungsbefugnis der Partei gegenüber den Gewerkschaften, 2) es werden Tarifverträge abgeschlossen, die den Widerspruch offenlegen, daß es eine Seite der Wirtschaftsleitung und eine andere der Arbeitnehmer gibt, 3) Streiks sind ein (letztes) legitimes Mittel der Auseinandersetzung.

Um beim letzten anzufangen: Kann man gegen sich selbst streiken? Ist es nicht so, daß in einer sozialistischen Planwirtschaft jeder Streik sich gegen die Streikenden selbst richtet, da das gesellschaftliche Gesamtprodukt verringert wird? Diese Frage ist mit Ja zu beantworten; aber gerade deshalb ist das Streikrecht im Sozialismus notwendig! — Zur Illustration mag ein kapitalistisches Beispiel dienen: In einem Land mit einem sehr hohen Anteil verstaatlichter Industrie, in Österreich, gibt es natürlich ein Streikrecht. In den Tarifverhandlungen sitzen sich u.U. Vertreter der gleichen Partei gegenüber, die zudem auch die Regierung stellen. In Österreich wird (fast) nicht gestreikt, da die Ideologie der Sozialpartnerschaft gesellschaftlich eindeutig dominierend ist: Ein Fall von Hegemonie. Für ein sozialistisches Land ergibt sich daraus ein Entweder/Oder: Entweder die Partei der Arbeiterklasse kann den Massen ein Bewußtsein vermitteln, gemeinsam den Sozialismus zu verwirklichen, dann erfüllt sie im wahrsten Sinne des Wortes ihre »führende Rolle«. Gewerkschaften werden in einem solchen Falle ihre Aufgabe darin sehen, Konflikte weitgehend im Konsens mit der Partei und der Regierung zu lösen, Streiks wären die Ausnahme; oder aber es gelingt der Partei nicht, ihren Führungsanspruch zu legitimieren, dann muß sie um die Vorherrschaft kämpfen oder — nach Brecht — »sich ein anderes Volk suchen«.

V. Die PVAP: Vorhut der polnischen Arbeiterklasse, gesellschaftliches Leitbild oder bürokratischer Kontrollapparat?

Um die heutige Position der Polnischen Vereinigten Arbeiterpartei zu beurteilen, muß man eine Reihe von Faktoren anführen, die das Bild dieser Partei in der polnischen Gesellschaft negativ geprägt haben:

- Die polnischen Kommunisten haben — maßgeblich unter dem frühen Einfluß Rosa Luxemburgs — bis zu ihrer Neugründung 1942 im sowjetischen Exil die Belange der Polen als Nation unberücksichtigt gelassen und waren hauptsächlich durch ihren falsch verstandenen Internationalismus stets eine unbedeutende Partei geblieben.
- Das Verhältnis zwischen Polen und der Sowjetunion wurde in der Entwicklung des Zweiten Weltkrieges stark beeinträchtigt durch fragwürdige militärische Entscheidungen Stalins (hauptsächlich im Zusammenhang mit dem Warschauer Aufstand).
- Die schrittweise Ausschaltung aller übrigen politischen Kräfte des Aktionsbündnisses verschiedener Parteien der Linken und der Mitte (dieses Bündnis hatte 1947 einen haushohen Wahlsieg errungen) und die Etablierung der »Nationalen Einheitsfront des Volkes« hat der PVAP von Beginn an eine breite Front politischer Gegner geschaffen.

Als politischer Bumerang sollte sich jedoch besonders die Repression gegenüber der Kirche herausstellen, deren Höhepunkt die Verhaftung des Primas der katholischen Kirche in Polen, Kardinal Wyszynski, darstellte, auch wenn die Auseinandersetzungen nicht von den polnischen Kommunisten, sondern vom Vatikan mit der Exkommunizierung kommunistischer Parteigänger eröffnet worden waren. Die Kirche hatte stets ein »klassenübergreifendes« nationales Element repräsentiert, da ihr Kampf gegen den preußischen Protestantismus und die russisch-orthodoxe Kirche des Zarismus gleichzeitig den Kampf gegen die äußeren politischen Feinde symbolisierte. Die Kirche hat in Polen heute mehr Mitglieder als z.B. ein vergleichbares katholisches Land des Westens wie Frankreich. Ihr starker Einfluß bleibt ein latentes Konfliktpotential und zwingt die Partei, Machtproben mit oppositionellen Kräften behutsamer zu lösen, als dies in anderen sozialistischen Ländern praktiziert wird.

Auf der anderen Seite dürfen die großen Erfolge der Regierungspolitik nach dem 2. Weltkrieg nicht übersehen werden, die Polen aus dem Stadium eines Entwicklungslandes in Europa heraus zu einem Land gemacht haben, das inzwischen in einigen wirtschaftlichen Bereichen Anschluß zumindest an die übrigen Länder des RGW gefunden hat.

Auch darf nicht übersehen werden, daß sich die Politik der Partei in den letzten 30 Jahren stark verändert hat. Zumindest zweimal ist es der Partei gelungen, die Massen für die eigene Politik zu mobilisieren: zum einen in der nachstalinistischen Zeit, als Wladyslaw Gomulka die Parteiführung übernahm und zum anderen, als nach seiner 14jährigen Amtszeit mit blutigen Unruhen Edward Gie-

rek die Staatsführung übertragen wurde. In beiden Fällen war die Parteiführung in der Lage, ohne grundlegende Reformen der eigenen Parteistruktur und ohne grundsätzliche Veränderungen des politischen Systems, durch das Auswechseln wichtiger Ämter die Fehler der eigenen Politik auszumerzen. — Es waren allerdings in jedem Falle Reaktionen auf Forderungen der polnischen Arbeiter, die von der Parteiführung rechtzeitig »ventiliert« wurden. Vor allem der politische Erfolg bei der Ablösung Gomulkas und die Streiks von 1976 haben die Arbeiter Polens moralisch wie organisatorisch in die Lage versetzt, nun Forderungen zu stellen, die eine qualitative Veränderung des politischen Systems in Polen zum Inhalt haben.

VI. Zur Einschätzung der gegenwärtigen Entwicklung in Polen

Eine Fortentwicklung des sozialistischen Systems in Polen ist unter den gegenwärtigen Kräfte- und Machtverhältnissen in Osteuropa nur denkbar, wenn es der Partei gelingt, schrittweise ihre Kontrollfunktion in eine hegemoniale Funktion zu überführen. Diesen Prozeß verantwortet allein die PVAP, und es wäre gefährlich, alternative Lösungen, ohne die Partei einzubeziehen, ernsthaft in die Debatte zu werfen. Diese Überlegung erklärt auch das zähe Ringen um die Statuten der unabhängigen Gewerkschaften: Obgleich hier, oberflächlich betrachtet, um eine Absurdität gestritten wurde (ob die Partei die führende Rolle hat oder nicht, ist eine Frage der objektiven Situation, nicht eine, die der »Anerkennung« bedarf), wäre es in der Tat verheerend, wenn unabhängige Gewerkschaften auf der einen Seite und die Partei auf der anderen Seite zu grundsätzlichen gesellschaftlichen Alternativen würden. Innerhalb der Linken gibt es in Bezug auf die polnischen Ereignisse viel Unsicherheit: Einige denken, nun käme der große Umschwung — völlig unbehelligt von internationalen Kräfteverhältnissen, andere wiederum wittern in der unabhängigen Gewerkschaft die Konterrevolution: Man muß jedoch die Einschätzung konkreter politischer Äußerungen strikt von der Frage prinzipieller Positionen trennen. Wer glaubt, der Sozialismus sei in Gefahr, weil »bürgerliche« Kräfte Gewerkschaften gegen die Parteilinie organisieren könnten, hat damit zugegeben, daß die Partei selbst nicht mehr die gesellschaftlich führende Kraft ist; er muß somit für ein Zwangssystem eintreten. Andererseits haben diejenigen, die in den gegenwärtigen Auseinandersetzungen ein »Versagen« des sozialistischen Systems sehen wollen, offensichtlich die ökonomischen wie sozialen Fortschritte verdrängt, die es überhaupt erst möglich machen, daß Polen heute eine solche bewußte und kämpferische Arbeiterklasse besitzt. — Für Sozialisten ist die polnische Entwicklung von äußerster Wichtigkeit: zeigt sie doch, daß die existierenden sozialistischen Länder in der Lage sind, die Errungenschaften einer sozialistischen Gesellschaft weiterzuentwickeln, ohne dabei wiederum der formalen bürgerlichen Scheindemokratie aufzusitzen.

Das polnische Beispiel fordert die marxistische Linke heraus, die Scheu vor der eigenen Courage abzulegen, sich der Befreiung der Arbeiterklasse nicht nur im theoretischen Diskurs ihrer Führer und Vordenker zu stellen, sondern auch

der »Unordnung«, die der Bruch mit überkommenen Strukturen zwangsläufig mit sich bringt. Dabei stehen grundsätzliche Korrekturen des Realen Sozialismus auch in Polen noch aus, wie die Einführung des Mehrparteiensystems, die Demokratisierung der Planung etc. Manche wittern schon wieder die Anarchie, doch von »Herrschaftslosigkeit« kann in Polen keine Rede sein. Eine solche Entwicklung wäre auch in der Tat eine Bedrohung nicht nur des polnischen Sozialismus, sondern auch der Entspannung und des Friedens in Mitteleuropa.

Sozialist

Zeitung für sozialistische Politik in der SPD

**Die kapitalistische Krise
und ihre sozialistische Überwindung**

Göttinger Thesen II

Programmatische Positionen marxistischer Sozialdemokraten

Neu!

**Krisenanalyse
Klassenstruktur der BRD
Staatstheorie
Bündnispolitik / Neuer Sozialer Block
Der Dritte Weg zum Sozialismus
Alternative Wirtschafts- und Sozialpolitik**

Bestellungen bei Gunter Haedke, Heckerstraße 38, 3500 Kassel
Unter Voreinzahlung von 7 DM plus 1 DM Porto
auf das Konto Nr. 3060 66-204 beim Postscheckamt Hamburg

Linke Sozialdemokraten und ihre Aktivitäten in der Volksuni

1. Die Angst der Konservativen vor der Volksfront

Zu Pfingsten 81 (vom 5. bis 8. Juni) wird in West-Berlin zum zweiten Mal die Volksuni stattfinden. Die Ziele des Projekts (vgl. die Programmklärung, abgedruckt auf S. 110 in diesem Heft) liegen zum einen in der Entwicklung des Dialogs zwischen Wissenschaftlern und Gewerkschaftern zur Weiterentwicklung einer arbeitsorientierten Wissenschaft, zum anderen darin, das politische Bündnis der Linken voranzutreiben. Neue Diskussionszusammenhänge sollen mit der Perspektive organisiert werden, bestehende Kooperations-Tabus abzubauen. Die Erfahrungen der letzten Volksuni zeigen, daß genügend Bedarf vorhanden ist. Wie bedeutsam dieses Konzept ist, läßt sich auch an den Reaktionen ablesen. Der großbürgerlichen *Frankfurter Allgemeinen Zeitung (FAZ)* erschien die Breite des dort vertretenen Spektrums politischer Positionen sehr suspekt: »Der SPD-Bundestagsabgeordnete Klaus Thüsing, der als einziger Volksvertreter an dem Treffen teilnahm, sprach ganz offen von 'einer Art Bündnisveranstaltung',« so zitiert sie, um zu der Einschätzung zu gelangen: »Wie dies Bündnis aussehen könnte, wurde in Umrissen deutlich: es trägt die vertrauten Ziele der Volksfront.« (29.5.80) Für linke Sozialdemokraten also ein strategisch wichtiges Feld, auf dem die eigenen Vorstellungen und Probleme eingebracht werden sollten, um sie in der Auseinandersetzung mit anderen Positionen auf ihre Tragfähigkeit zu überprüfen und weiterzuentwickeln.

Von linkssozialdemokratischer Seite waren auf der letzten Volksuni Detlev Albers und Axel Zerdick mit Veranstaltungen vertreten. Die Referate sind beide (in Auszügen) in dem Band: »Volksuni '80 — Bilder und Texte« (erschieden im *Argument-* und *spw-*Verlag, vgl. auch die Verlagsmitteilung auf S.3 in diesem Heft) dokumentiert. Albers sprach in einer vom damaligen West-Berliner Juso-Vorsitzenden Dieter Scholz geleiteten Veranstaltung über das Verhältnis von Marxismus und Sozialdemokratie und initiierte damit im Publikum eine kontroverse, aber produktive Diskussion. Die dort ins Zentrum gerückte Frage, wie »die SPD in eine Arbeiterpartei zu transformieren ist«, erregte auch die Aufmerksamkeit des Korrespondenten der Berliner Stimme (31.5.80), des Organs des Landesvorstands der West-Berliner SPD.

Axel Zerdick gab mit seinem Beitrag »Zur Privatisierung öffentlicher Dienstleistungen« (zusammen mit der Gewerkschafterin Annette Schwarzenau) ein gelungenes Beispiel für den Nutzen der Theorisierung von alltäglichen Problemen der betrieblichen Praxis. Für die Kolleg(inn)en aus den Betrieben interessant waren die daraus ableitbaren Perspektiven gewerkschaftlichen Handelns. Aber auch dort, wo bedeutsame politische Fragen von Positionen aus vorgetragen wurden, die zu den eigenen in Widerspruch stehen, wird die Stellungnahme linker Sozialdemokraten in Zukunft notwendig sein, und sei es nur, um — wie

Detlev Albers anlässlich einer Auswertung des Braker Seminars zu den »Herforder Thesen« zum Beitrag von Bahro formulierte — wichtige und nützliche Fragestellungen gegen unfruchtbare und fehlorientierende Antworten zu schützen.

Die Volksuni kann von linken Sozialdemokraten auch als ein Ort begriffen werden, an dem sie für die eigene Bewegung wichtige grenzüberschreitende Diskussionen, etwa zum Verhältnis von Austromarxismus und Eurokommunismus, organisieren können. Denkbar wäre, die angesprochene Fragestellung dadurch produktiv zu machen, daß sie quasi unter umgekehrten Vorzeichen gestartet wird, indem ein linker Sozialdemokrat den Beitrag Gramscis und ein Kommunist die Bedeutung des Austromarxismus für eine marxistische Theorie der Politik untersucht. In seinen »Thesen zum Verhältnis von Linkssozialisten und Eurokommunisten« (*spw* 4 Berlin/West, S.40ff.) zeigt Detlev Albers die zentrale Bedeutung jener Aufgabe, sich der gemeinsamen theoretischen Erkenntnisse und politischen Strategien dieser beiden Strömungen bewußt zu werden. »Ohne das bleibt«, so seine Begründung, »wie zuletzt die jüngste französische Entwicklung beweist, jedes sozialistische Experiment in Westeuropa undurchführbar.« (a.a.O., S.43)

2. Einige Themenschwerpunkte der Volksuni '81

Die LDK der Berliner Jungsozialisten hat auf dem Hintergrund dieser Erfahrungen und Möglichkeiten die Absicht unterstützt, die Volksuni zu einem langfristigen Projekt zu machen, das im übrigen nicht auf West-Berlin beschränkt bleiben muß. Der Beschluß formuliert für eine zweite Volksuni eine Reihe von Aufgaben: Berücksichtigung kultureller Produktionen, Diskussionen zu Fragen der Gewerkschafts-, Frauen- und Friedensbewegung sowie zu Strategien linker Kommunalpolitik (Sanierung, »Weißer Kreis«, Stadt- und Verkehrsplanung).

An der Auseinandersetzung um die Sanierungspolitik des West-Berliner Senats nach der Räumung instandbesetzter Häuser ist noch einmal deutlich geworden, wie notwendig eine linke kommunalpolitische Konzeption ist, die über die defensive rechtssozialdemokratische Praxis hinausreicht und Perspektiven aufweist, die über die bloßen Forderungen nach einer anderen Politik der staatlichen Instanzen hinausgehen.

2.1 Die Vielfalt einer Kultur »von unten«

Auf der zweiten Volksuni wird es aber auch sicher Themen geben, zu denen die Marxisten in der SPD bisher noch keine gemeinsamen Positionen ausgearbeitet haben, die aber dennoch von Bedeutung für das politische Handeln unserer Organisation sind. Dies gilt sowohl für die Wirkungsweise von Ideologie als auch für die theoretische Einschätzung der Möglichkeiten kultureller Arbeit. Zurecht wurde von Kurt Neumann u.a. eingeräumt, daß das erste Problem in den »Herforder Thesen« bislang unzureichend beleuchtet ist.

Die Notwendigkeit einer eigenständigen Kultur der Linken, als schöpferisches Betätigungsfeld gefaßt, braucht schon lange nicht mehr gefordert werden. Diese Kultur ist, wenn auch in vielen verstreuten Ansätzen, längst Wirklichkeit geworden. Überall sprießen sogenannte Alternative Projekte wie Pilze aus dem Boden: sei es im Bereich gemeinsamen Arbeitens, Wohnens oder künstlerischer Betätigung in der Freizeit. Aber was passiert da eigentlich? Welche politischen Entwicklungschancen liegen in diesen Ansätzen? Werden die alternativen Kulturen zu aktiven Elementen einer universalen Bewegung, die an der Organisierung von Hegemonie auf *allen* Ebenen des gesellschaftlichen Lebens arbeitet? Gelingt es, die im gemeinsamen schöpferischen und kooperativ-solidarischen Verhalten gemachten Erfahrungen gesellschaftlich nutzbar zu machen? Oder kristallisiert sich eine bloße Gegenkultur heraus, die sich freiwillig im »Jenseits« der bürgerlichen Gesellschaft einrichtet und auf das Hinaufarbeiten in die »ethisch-politische Phase« (Gramsci) der politischen Auseinandersetzungen verzichtet? — Aber auch von der anderen Seite wird die Kultur auf der Volksuni vorkommen. Als gemeinsamer Spaß, der sich selbst genügt und dennoch Raum läßt für wichtige Fragen: Wie muß kulturelle Arbeit aussehen, in welchen Formen muß sie sich bewegen, damit sie uns wirklich die Entfaltung unserer menschlichen Möglichkeiten erlaubt? Auf welche historischen Vorbilder kann sie sich dabei beziehen? Zu diesem Zweck wird die Volksuni Voraussetzungen schaffen, die einen breiten Erfahrungsaustausch zwischen unterschiedlichen Gruppen und Konzepten in Gang setzen. Insbesondere die gewerkschaftliche Kulturarbeit soll einen Rahmen finden, ihre gemeinsamen Probleme zu diskutieren. So wird etwa die Theatergruppe eines großen Berliner Kaufhauses ihre Arbeit darstellen, indem sie unterhaltsam und handlungsorientierend zugleich die Situation von Verkäuferinnen im »Spannungsfeld« Abteilungsleiter und »König Kunde« spielt. Krankenschwestern der ÖTV werden sketchartig ihren Arbeitsbereich zwischen Arzt und Patient vorstellen. Gewerkschafter, die sich Peter Weiß' Roman »Ästhetik des Widerstands« angeeignet haben, berichten über ihre Erfahrungen bei der Erarbeitung fortschrittlicher intellektueller Literatur.

2.2 Zusammenarbeit linker Gewerkschafter und Wissenschaftler

Weitere Schwerpunkte werden die innerhalb der Gewerkschaften vernachlässigte eigene Theorie sowie die Einschätzung der Produktivkraftentwicklung — die auch in den Herforder Thesen fehlt — sein. Die Gewerkschaftstheorien (Marburger Schule um Deppe, Fülberth u.a.; das von Gewerkschaftsintellektuellen herausgegebene »Kritische Gewerkschaftsjahrbuch« im Rötlich-Verlag und die Veröffentlichungen der Sozialistischen Studiengruppen [SOST] um Bischoff und Maldaner) sollen auf ihre Antworten zu den Funktionen von Gewerkschaften in kapitalistischen Systemen überprüft werden. Eine andere Fragestellung in diesem Zusammenhang wird der Konflikt zwischen der täglichen gewerkschaftlichen Praxis im Betrieb und dem hohen Anspruch der langfristigen gesellschaftlichen Veränderung sein.

Bereits auf der Volksuni '80 gab es zwischen Ulrich Briefs (WSI), den Mitarbeitern am Projekt »Automation und Qualifikation«, Betriebsräten und Gewerkschaftern eine kontroverse Diskussion um die Entwicklung von Automation und Qualifikation in der Bundesrepublik. Hauptstreitpunkt war, inwieweit der technische Fortschritt Automation nicht nur traditionelle Facharbeiterberufe überflüssig macht, sondern statt umfassend ausgebildeter Automationsarbeiter lediglich angelernte Automatenbediener — die berühmten »Knöpfchendrucker« — benötigt. Fest steht aber sicherlich, daß einer sich seit etwa 2 Jahrzehnten mit zunehmendem Tempo voranschreitenden Automation eine kaum entwickelte Gewerkschaftsstrategie gegenübersteht. Es fehlt vor allem eine vorausschauende und -planende Einschätzung, welche Veränderungen in der automatisierten Produktion hinsichtlich der Gestaltung der Arbeitsplätze und Anzahl der Arbeitskräfte stattfinden werden und wie die Forderungen nach Umstrukturierung der gesellschaftlichen Gesamtarbeit aussehen müssen. Zweifellos liegen hier die wichtigsten Ansätze für die Vertiefung des im Volksuni-Programm beschlossenen Bündnisses zwischen arbeitsorientierter Wissenschaft und verwissenschaftlichter Arbeit.

2.3 Frigga Haugs Volksuni-Beitrag — nur Provokation oder auch Denkanstoß?

Eine ungemein spannende Auseinandersetzung fand auf der letzten Volksuni zu Frigga Haugs Vortrag »Opfer oder Täter? — Verhalten von Frauen« statt. Die zentrale These ist, daß Frauen die gesellschaftliche Zumutung, ihr Leben auf das Private zu reduzieren und damit für gesellschaftliche Veränderungen nicht kompetent zu sein, immer noch weitgehend akzeptieren und sich »behaglich« darin einrichten. Die Kampfansage gegen eine nicht nur erzwungene, sondern auch im Laufe der weiblichen Sozialisation akzeptierte Unterdrückung verunsichert, weil sie sämtliche Lebensformen, die bisher eine nicht unerhebliche Geborgenheit und Vertrautheit garantierten, infragestellt. Die provozierende Behauptung einer teilweise »freiwilligen« Zustimmung zur eigenen Unterdrückung rief nicht nur bei den autonomen Frauengruppen laute Empörung hervor, sondern auch bei den linken Sozialdemokrat(inn)en. Statt zu fragen, wie wir die eigene Unterdrückung mit produzieren, die einer Veränderung unseres Verhaltens im Wege steht, haben wir uns in den letzten Jahren recht »bequem« mit Thesen zur Frauenunterdrückung durch kapitalistisches Gesellschaftssystem und Männerherrschaft eingerichtet.

Ein weiterer nicht zu unterschätzender Aspekt im Verhalten sozialdemokratischer Genossinnen, die in der Frauenarbeit aktiv sind, ist die vorherrschende Widerspruchslosigkeit gegenüber Statements von durchaus redlich um die Emanzipationsfrage bemühter Genossen und Genossinnen wie »Frauen muß es ermöglicht werden ...; Die Gleichstellung der Genossinnen in der Partei muß gefordert werden ...; Die verschiedenen Abteilungen (Ortsvereine/d. Verf.) sollten sich Gedanken machen, wie die Beteiligung der Genossinnen verbessert werden kann...«. Unabhängig davon, daß der *Inhalt* der Forderungen notwendig ist,

hindert die *Form* des eigenen Handelns, über das Anmelden von Forderungen nicht hinauszugehen oder sich gar zustimmend auf die »richtigen« Einsichten der Genossen zu verlassen, Frauen daran, in unvertrauten, ja oft feindlichen Lebensbereichen aktiv zu werden. — Ein fruchtbarer, vielleicht auch orientierender Ansatz der Klärung von solchen Verhaltensweisen kann von Frauen auf der Volksuni wahrgenommen werden. Bereits das letzte Jahr hat gezeigt, wie Frauen aus verschiedenen Organisationen und Arbeitszusammenhängen aufeinanderzuingen, skeptisch bis mißtrauisch bisweilen, aber bereit, zuzuhören und kontroverse Auseinandersetzungen zu führen. Die Bereitschaft, eigene Positionen zu überprüfen, ging über in die Fähigkeit, neue Ideen weiterzuentwickeln.

Noch stärker als im letzten Jahr müssen Sozialistinnen in der SPD in dieser Perspektive der Erfahrbarkeit eigener Be- und Verhinderungen und deren solidarischer Überwindung gemeinsam mit anderen Frauen die Volksuni '81 als ihr Instrument in die Hand zu nehmen.

2.4 Friedensbewegung — ein Kampf für's Überleben

Seit dem NATO-Nachrüstungsbeschluß auf dem SPD-Bundesparteitag im Dezember '79, gegen den 40% der Parteitagsdelegierten stimmten, sind nicht nur in der SPD-Linken Initiativen zur Friedenssicherung entstanden. Eine Vielzahl von Aktivitäten, vor allem in Ostwestfalen-Lippe und West-Berlin, in denen Mitglieder aus Parteien, Gewerkschaften, Initiativgruppen und Christen mitarbeiten — wie etwa in der Berliner Initiative für Frieden, internationalen Ausgleich und Sicherheit —, ließ eine *Friedensbewegung* entstehen, in der über bloße Appelle hinaus wirksame Aktionen geplant werden.

Trotz unterschiedlicher Standpunkte, welche Rolle die beiden Weltmächte USA und UdSSR in der Friedensbedrohung spielen, welchen Einfluß der Kampf um die Rohstoffe in der Dritten Welt darauf nimmt und wie die Haltung der Bundesregierung (Aufgabe der Entspannungspolitik zugunsten eines aggressiven westlichen Militärblocks?) zu beurteilen ist, zeichnen sich Möglichkeiten ab, in der »Überlebensfrage Frieden« massenwirksam zu mobilisieren. — Welche Breite diese Bewegung annehmen kann, zeigen die Äußerungen des CSU-Mitglieds und Mitarbeiters des Starnberger Friedensforschungsinstituts, Alfred Mechtersheimer, für den das bisherige NATO-Sicherheitskonzept — Abschreckung und Entspannung — ins Wanken geraten ist, weil die neue US-Regierung Entspannung allenfalls als zweitrangig betrachtet und ihre Bündnispartner entsprechend unter Druck setzt. Seine Schlußfolgerung:

»... Bei dieser Fremdbestimmung der deutschen Politik (durch die US-Regierung, d.Verf.) haben ohne politisch relevante Friedensbewegung weder die Friedenspolitik noch die Friedensforschung eine Wirkungschance. Friedensbewegung aber heißt Aktion und Demonstration! ... Nur massive öffentliche Kritik und kollektiver Bürgerprotest gegen die Nachrüstung werden den Handlungsspielraum der Bundesregierung gegenüber den USA vergrößern. Der Motor der Protestbewegung ist der Friedenswille der Bevölkerung, den das Parteiensystem weitgehend ignoriert. Zentrale Voraussetzung einer breiten Bewegung in der Öffentlichkeit ist die Erkenntnis, daß politische Gegensätze zurückstecken müssen, weil es um den Kampf fürs Überleben geht...« (Aus: »Blätter für deutsche und internationale Politik«, Köln 1/81, S.5).

In ihrem Leitartikel vom 19.1.1981 auf Seite 1 unter dem Titel »Unter Druck von links« sieht die FAZ den Grundpfeiler der Bonner Sicherheitspolitik ins Wanken geraten, wenn sich »im Stoß gegen Bonns Bündnisverpflichtungen ... alle Schattierungen der linken Kritiker ...« sammeln, und die Linke — nicht nur in der BRD — »die Bundesregierung zu einer neuen Zielbestimmung zwingen will«. Die Aktivitäten dazu sehen dann so aus: Karsten Voigt und Egon Bahr organisieren ein Treffen des linken 'Frankfurter Kreises' zu den Nachrüstungsbeschlüssen; Thüsing, Hansen, Simonis treten mit einem Aufruf gegen die Nachrüstung zusammen mit Kirchenleuten, Judos, Grünen und dem ehemaligen General Bastian an die Öffentlichkeit! — Die SPD-Linke nimmt die Chance wahr, gemeinsam mit anderen fortschrittlichen Kräften klassenübergreifend Protest und Widerstand zu organisieren.

Erste Vorstellungen, in welchem Rahmen das zentrale »Kampffeld Frieden« auf der Volksuni '81 diskutiert werden kann, hat Wolfgang Biermann, langjähriges Mitglied im LV der Berliner Jusos und stellv. Leiter des Ressorts 'Antimilitarismus, Frieden, Internationalismus' der Volksuni entwickelt. Eine Problemstellung wird sein, welche Barrieren — wie der in der BRD tiefwurzelnde Antikommunismus — ein geschlossenes und einheitliches Vorgehen der Friedensbewegung behindern und welchen Einfluß die Vielfalt der Gruppierungen auf die Durch- und Umsetzungsmöglichkeiten der Bewegung hat.

Ein anderes Problem stellt die einmütig-entstellende und verschweigende Berichterstattung über Rüstungsverhandlungen in den bürgerlichen Medien dar, zu der die Friedensbewegung eine Gegenöffentlichkeit herstellen muß. Auch die öffentliche und kritische Diskussion der kommenden Volksuni-Ergebnisse kann da nützen.

Berliner Mieterbroschüre 1981

**von Frank Maciejewski
herausgegeben von den Berliner Jungsozialisten
und dem Berliner Mieterverein e.V.**

Damit der Mieter sich zu helfen weiß

für 8,00 DM

erhältlich bei der Geschäftsstelle des Berliner Mietervereins e.V.,
Spichernstr. 12, 1000 Berlin 30

oder zu bestellen über DVK-Verlag GmbH, Gielower Str. 32, 1000 Berlin 47

Berichte

Christiane Rix-Mackenthun

Linke Labour Party oder gesplätene Labour Party?

Ergebnis und Folgen des Sonderparteitages der britischen Labour Party

Nach mehrjährigen Diskussionen innerhalb der britischen Labour Party ist die Demokratisierung der Parteistrukturen und damit ein radikaler Bruch mit einer fast 80jährigen Geschichte der Partei vorläufig beendet. Auf einem außerordentlichen Parteitag am 24. Januar in London beschloß die Labour Party, daß in Zukunft ein Wahlgremium den Vorsitzenden bestimmen wird, in dem die Stimmen der Wahlkreisgruppen, der Parlamentsfraktion zu je 30 Prozent sowie die korporativ an die Partei angeschlossenen Gewerkschaften zu 40 Prozent gewertet werden.

Mit diesem Beschluß wurde der Einfluß der bisher allein wahlberechtigten Parlamentsfraktion nachhaltig beschnitten und die Machtverhältnisse zugunsten der linken Parteimehrheit verändert. Für die Zukunft der Labour Party sowie für die Politik zukünftiger Labour-Regierungen kann diese Verschiebung des politischen Einflusses von der bisher politisch relativ autonomen Fraktion auf die Gesamtpartei von entscheidender Bedeutung sein. Vor diesem Hintergrund will sich der folgende Beitrag im wesentlichen um zwei Aspekte bemühen, die im Zusammenhang mit den Ereignissen auf dem Sonderparteitag wichtig sind:

- Einschätzung der Interessen und Positionen der Labour-Flügel zur Veränderung der Parteistrukturen auf dem Sonderparteitag;
- Versuch einer Einschätzung der Spaltungsdrohung.

Die Positionen auf dem Parteitag

Die innerparteilichen Auseinandersetzungen in der Labour Party haben ihren Grund in der organisatorischen Struktur selbst. Die Labour Party besteht aus Wahlkreisgruppen, in denen Individualmitglieder organisiert sind, die einen erheblichen Teil der Parteiarbeit leisten, und die sich in den letzten zehn Jahren mehrheitlich nach links entwickelten. Ferner gibt es die korporativ an die Partei angeschlossenen Gewerkschaften und sozialistischen Organisationen (von denen die wichtigste der akademische Debattierklub der Fabier ist) sowie die Parlamentsfraktion. Deren Mitglieder mußten bisher nur bei ihrer ersten Kandidatur zum Unterhaus von den Wahlkreisgruppen nominiert werden und blieben dann automatisch Kandidaten ihrer Partei bei jeder weiteren Wahl. Letzteres bedeutete, daß sich die Linksentwicklung der Parteimehrheit einschließlich etlicher Gewerkschaften weder auf die Zusammensetzung noch auf die Politik der Fraktion wesentlich auswirkte, die mehrheitlich rechtssozialdemokratisch blieb und überdies autonom über den Parteivorsitz und damit über den (Schatten-)Premierminister entschied. (Zu den Parteistrukturen und ihrer Entwicklung im einzelnen

vgl. meinen Aufsatz *Die Antwort der britischen Labour Party auf die Herausforderungen des Thatcherismus*, in: *spw* 9/80, S.49ff.). Die katastrophale Wahlniederlage der Labour Party von 1979 führten die Linken auf die von der Parteimehrheit nicht mehr getragene und der auf zahlreichen Konferenzen beschlossenen sozialistischen Programmatik entgegenstehende Politik der Regierung Callaghan und der Fraktion zurück.

Auf dem ordentlichen Parteitag im Oktober 1980 zog die Partei deshalb bereits erste Konsequenzen aus dieser Einschätzung: In Zukunft müssen sich alle Kandidaten zum Unterhaus vor jeder Wahl von ihren Wahlkreisgruppen neu nominieren lassen. Damit wurde erstmals eine größere und unmittelbarere Eingriffsmöglichkeit in die Zusammensetzung der Fraktion sowie eine politische Kontrolle über die jeweiligen Abgeordneten durch die Partei statuarisch verankert. Darüber hinaus beschloß die Konferenz im Oktober, das Wahlrecht für den Parteivorsitz über die Fraktion hinaus auszudehnen. Einzelheiten dazu sollte nun der Sonderparteitag im Januar festlegen.

Schon die mit überwältigender Mehrheit zustandegekommene Entscheidung der außerordentlichen Konferenz, ein Wahlgremium, bestehend aus den Delegierten der Konferenz selbst, einzusetzen, bedeutete eine erste Niederlage für die Mitglieder der sogenannten »Dreierbande«, die ehemaligen Kabinettsmitglieder David Owen, Shirley Williams und Bill Rodgers. Ihr Vorschlag, den zukünftigen Parteivorsitzenden ausschließlich von den ca. 400000 Individualmitgliedern nach dem Motto »jedem Mitglied eine Stimme« wählen zu lassen, klang zwar demokratisch, war jedoch stark taktisch bestimmt. Dies hätte nämlich zum einen bedeutet, daß sämtliche Organisationen, insbesondere die Gewerkschaften als Gründer und finanzielle Träger der Partei, nicht wahlberechtigt gewesen wären. Zum zweiten versprachen sich die rechtssozialdemokratischen Verfechter davon die Möglichkeit, mittels ihrer politischen Autorität massiv auf einzelne, meist nicht aktive Mitglieder der Partei Einfluß nehmen zu können. Die in dieser Frage erlittene Abstimmungsniederlage auf einer Konferenz, auf der die Gewerkschaften neun Zehntel der Stimmen repräsentieren, dürfte die »Dreierbande« erwartet haben. Die Resonanz auf diesen »Versuch« eines Kompromisses in der fast durchgehend rechten Presse Britanniens reichte ihnen offensichtlich aus.

Spannender war demgegenüber die Entscheidung, in welchem prozentualen Verhältnis die Stimmen der einzelnen Teile der Partei im Wahlgremium zueinander gewertet werden sollten. Im Interesse einer echten Verbreiterung des Wahlrechts und seiner Ausdehnung auf die Gesamtpartei mit ihren Gliederungen sollten nicht — wie bei anderen Abstimmungen — die Blockstimmen quantitativ zählen, da dann immer die Gewerkschaften absolut dominiert hätten. Der Parteivorstand, mehrheitlich linkssozialdemokratisch besetzt, sowie die von Basisaktivisten gegründete und getragene »Kampagne für Labour-Demokratie« hatten sich für die sogenannte »Drittel«-Lösung eingesetzt, nach der die Parlamentsfraktion, die Wahlkreisgruppen und die Gewerkschaften jeweils 33 Pro-

zent, die politisch irrelevanten sozialistischen Organisationen ein Prozent erhalten sollten. Trotz der Unterstützung durch die Gewerkschaft der Transportarbeiter (TGWU), die allein von den ca. sieben Millionen Gewerkschaftsstimmen 1,2 Millionen stellt, sowie die Gewerkschaft der öffentlich Beschäftigten (NUPE) war noch vor dem ersten Wahlgang absehbar, daß dieser Antrag keine Mehrheit finden würde. Weniger das in der Presse häufig suffizant erwähnte »geschickte Taktieren« der Labour-Linken als die sehr frühzeitig getroffene richtige Einschätzung der Lage und die daraus gezogene Konsequenz der Orientierung auf die »zweitbeste« Lösung ermöglichten im dritten Wahlgang einen immer noch erheblichen Erfolg für die Linke.

Günstig wirkte sich für die Labour-Linke ferner aus, daß sich die stark konservative Metallarbeitergewerkschaft (AUEW) auf einen Antrag festgelegt hatte, der bereits im ersten Wahlgang scheiterte. Die AUEW wählte daraufhin nicht mehr mit, und den Rechtssozialdemokraten fehlten dann die immerhin 928 000 Stimmen der Metallarbeiter zum Sieg. Einen Sieg hätte es für sie bedeutet, wenn die Entmachtung der Parlamentsfraktion bei der Bestimmung des Parteivorsitzenden zumindest nicht soweit gegangen wäre, daß sie auch innerhalb des Wahlgremiums prozentual den Gewerkschaften untergeordnet worden wäre. Deshalb favorisierte die Rechte eine Bewertung, die 50 Prozent für die Abgeordneten und 25 Prozent für die anderen Teile der Partei vorsah. Mit sehr knapper Mehrheit wurde dieser Antrag jedoch im dritten Wahlgang abgelehnt, und die 40-Prozent-Lösung zugunsten der Gewerkschaften erhielt die Mehrheit. Damit hatte sich die Dominanz der Parlamentsfraktion selbst innerhalb des Wahlgremiums nicht mehr durchsetzen lassen. Sie hatte sich nicht durchsetzen lassen, *obwohl* der zur Linken zählende Vorsitzende Michael Foot sich vor der Konferenz ausdrücklich für die Annahme der 50-Prozent-Lösung zugunsten der Fraktion eingesetzt hatte. Grund genug für zahlreiche Kommentatoren innerhalb und außerhalb der Partei, von einem »Autoritätsverlust« Michael Foots zu sprechen.

In der Tat war für die Labour-Linke und die sie unterstützenden, keineswegs durchgängig linken Gewerkschaften nicht ausschlaggebend, was der Parteivorsitzende favorisierte. Ihnen ging es in jahrelangen Auseinandersetzungen um die *Sache*, nämlich um die Schaffung der organisatorischen Voraussetzungen zur Kontrolle der Fraktion und zur politisch-inhaltlichen Einflußnahme auf deren Arbeit im Parlament. Wenn tatsächlich ein Autoritätsverlust Foots eingetreten ist, dann nicht deshalb, weil er auf dem Sonderparteitag überstimmt wurde, sondern weil er die ersten drei Monate seiner Amtszeit vorwiegend dazu benutzte, die rechten Abgeordneten mit Zugeständnissen zu beschwichtigen. So stellte er beispielsweise die zwei wesentlichen Fundamente, auf denen er in Jahrzehnten seine Parteikarriere und sein Ansehen aufgebaut hatte, bereits zur Disposition: die Ablehnung jeglicher Form nuklearer Rüstung und die Ablehnung der Europäischen Gemeinschaft.

Im Zusammenhang mit den Entscheidungen der ordentlichen Konferenz vom Oktober 1980 bedeutet das Ergebnis des Sonderparteitages die Entmachtung der

einst autonomen Abgeordneten nach dem Parteistatut. Bedeutet es jedoch auch den Sieg der Sozialisten in der Labour Party? — Diese Frage kann nicht mit einem klaren Ja beantwortet werden. Zwar wurden die mehrheitlich linken Wahlkreisgruppen qualitativ aufgewertet. Daß dies durchgesetzt wurde, ist ein Zeichen für veränderte Machtverhältnisse in der Labour Party. Auch lehnte die Labour-Rechte die Höherbewertung der Gewerkschaften vehement ab — einschließlich einiger konservativer Gewerkschaftsführer. Dennoch bedeuteten die 40 Prozent für die Gewerkschaften keinesfalls automatisch 40 Prozent für links. Die Gewerkschaften sind kein homogener Block von sieben Millionen Stimmen auf den Konferenzen. Selbst innerhalb einzelner Delegationen gibt es häufig keine Übereinstimmung in manchen Fragen.

Der tatsächliche Einflußgewinn der Labour-Linken wird sich aller Voraussicht nach im kommenden Oktober auf dem Parteitag erweisen. Die Wiederwahl Michael Foots nach dem neuen Verfahren gilt als sicher. Aber es wird auch sein Stellvertreter gewählt werden. Hier werden sich der Sprecher der Linken, Tony Benn, und ein noch nicht bekannter »gemäßigter« Kandidat gegenüberstehen. Benns Chancen sind im Vergleich zum alten Verfahren der Wahl durch die Fraktion zweifellos gestiegen, dennoch wird er sich wohl nicht mehr als eine knappe Niederlage erhoffen dürfen — eine Niederlage aber eben wegen der Gewerkschaften!

Spaltung der Labour Party?

Trotz der erlittenen Abstimmungsniederlage betonte Michael Foot in seiner Schlußansprache, daß die Entscheidung der Konferenz zur Wahl des Vorsitzenden nunmehr Teil des Parteistatuts sei und damit von ihm unbedingt anerkannt würde. Eindringlich betonte er die Notwendigkeit der Einigkeit der Partei, um den notwendigen und schon existentiellen Kampf gegen die Thatcher-Regierung durchstehen zu können. Seine Appelle fruchteten jedoch nichts bei der »Dreierbande«. Sie betrachtete das Abstimmungsergebnis als »Diktat der Linken« und als Angriff auf die parlamentarische Demokratie, in der die Abgeordneten unabhängig und frei entscheiden können müßten. Sie konnten sich mit ihrer Niederlage und ihrem politischen Einflußverlust nicht abfinden und kündigten bereits am folgenden Tag die Bildung eines »Rates für die Sozialdemokratie« an, der die Gründung der schon lange avisierten Centre Party rechts von der Labour Party vorbereiten soll. Ohne an dieser Stelle bereits mit Sicherheit die Chancen und den Durchsetzungswillen der »Dreierbande« und ihrer Sympathisanten in der Labour-Fraktion einschätzen zu können, sollen hier einige Überlegungen zu den Realisierungsaussichten einer Parteineugründung dargestellt werden.

Zur Gründung einer Partei, die politische Relevanz und Wahlerfolgsaussichten haben soll, sind ein Parteiapparat, finanzielle Ressourcen, klare Parteistrukturen und eine Basis, die die Politik umsetzt und für sie mobilisiert, erforderlich. Eine Partei entsteht im allgemeinen nicht in Köpfen entmachteter Politiker. Sie benötigt eine soziale Bewegung, die sie unterstützt und trägt. Die aber ist augen-

blicklich nicht sichtbar.

Zumindest eine Voraussetzung für die Realisierbarkeit der Centre Party ist die Unterstützung durch einige politisch und finanziell potente Gewerkschaften. Auch wenn es Sympathisanten unter ihnen gibt, dürfen die Gewerkschaftsführer eine Abspaltung von der Labour Party ohne Zustimmung ihrer Mitgliederbasis kaum politisch durchsetzen können. Angesichts der katastrophalen Auswirkungen der Politik der Regierung Thatcher, die bei Arbeitern eine starke Orientierung auf die Labour Party bringt, sowie der Notwendigkeit eines gemeinsamen Kampfes gegen die gegenwärtige Regierung ist eine solche Zustimmung fraglich. Auch gehen viele konservative Gewerkschaften nicht so weit, daß sie bereit zu einer Spaltung der Labour Party wären. Sie sehen andere Möglichkeiten der Einflußnahme auf die Inhalte der Parteipolitik.

Die Initiatoren der Centre Party werden sich ausrechnen müssen, wie ihre Wahlchancen als Kandidaten einer rechtssozialdemokratischen Partei nach dem Mehrheitswahlrecht aussähen. Meinungsumfragen, die der Centre Party gute Chancen einräumen, sind erstens mit Vorsicht zu genießen, zweitens sagen sie angesichts des Wahlsystems relativ wenig über die Vertretung im Parlament aus, die die Centre Party zu erwarten hätte. Bill Rodgers beispielsweise würde außerhalb der Labour Party mit Sicherheit seinen Parlamentssitz verlieren. Er kandidiert in einem starken Labour-Wahlkreis.

Da Teile des Unternehmerverbandes CBI, in dem vielfach mittelständische Unternehmer organisiert sind, immer unzufriedener mit der Wirtschaftspolitik Thatchers werden, könnte man vermuten, daß von hier finanzielle Unterstützung für die Centre Party käme. Dennoch ist sie unwahrscheinlich. In der Konservativen Partei gibt es eine relevante Minderheit um den ehemaligen Premierminister Heath, die die Politik Thatchers ebenfalls ablehnt und eher zu einer keynsianistischen Wirtschaftspolitik tendiert. Hier sind die Anlagemöglichkeiten für die Unternehmer machtpolitisch und ideologisch wesentlich sicherer als bei einer fragwürdigen rechtssozialdemokratischen Partei, deren Chancen gleich Null sind, eine Regierung stellen oder sich an einer beteiligen zu können.

Kurt Neumann

Herforder Thesen auf dem Prüfstand

Seminar der Zeitschrift *spw* vom 30. Oktober bis 1. November 1980
in Brake bei Bielefeld

»Ich will nur noch hinzufügen, daß alle diese kritischen Bemerkungen in meinen Augen das außerordentliche Verdienst der *Herforder Thesen* nicht mindern, nach langer, langer Zeit — man kann sagen: zum ersten Mal nach 1945 — den Versuch gemacht zu haben, ein umfassendes Konzept sozialistischer Politik auf marxistischer Grundlage für Sozialisten in der SPD entwickelt zu haben.« (Peter von Oertzen, Mitglied der SPD-Parteivorstandes)

Das Erscheinen der zweiten, wesentlich überarbeiteten Fassung der *Herforder Thesen* im Mai 1980 hat zu einer breiten Diskussion in der Linken innerhalb wie außerhalb der SPD geführt. Zahlreiche Aufsätze in theoretischen Zeitschriften sind Beleg für das Interesse, das diese Ausarbeitung marxistischer Sozialdemokraten gefunden hat. Ein wesentlicher weiterer Schritt mußte es sein, den Diskussionsprozeß über die Thesen an einem Punkt einmal zu konzentrieren, um in unmittelbarem Dialog von unterschiedlichen oder auch kontroversen Ansätzen her die Perspektiven von Sozialisten in der Bundesrepublik zu diskutieren. Diesem Zweck diente das Seminar, das die Zeitschrift *spw* und die Jungsozialisten des Bezirks Ostwestfalen-Lippe veranstalten. Trotz mancher, insbesondere hinsichtlich der ausländischen Kollegen und Genossen schmerzlicher Absage war das Seminar dadurch geprägt, daß ein breites Spektrum der sozialdemokratischen wie der nicht-sozialdemokratischen Linken vertreten war. Anders aber als bei anderen Zusammenkünften linker Gruppen oder Einzelpersonen hatte das Braker Seminar den Vorzug, anhand der *Herforder Thesen* konkrete strategische Leitlinien diskutieren zu können und nicht im unverbindlichen Meinungsaustausch stehen zu bleiben. Für die *Herforder Thesen* bedeutet dieses andererseits, daß sie sich einem »Brauchbarkeitstest« (Detlev Albers) in theoretischer wie praktischer Hinsicht unterziehen mußten.

Die Struktur der Diskussion in Brake war durch die Aufgliederung der gesamten Themen auf vier Blöcke bestimmt. Nach einleitenden Worten des stellvertretenden Bundesvorsitzenden der Jungsozialisten, Klaus-Peter Wolf, des Mitherausgebers der Zeitschrift *spw* und Vorsitzenden des Marxistischen Arbeitskreises in der Berliner SPD, Heinz Albrecht, des Vorstandsmitglieds der Jungsozialisten aus Ostwestfalen-Lippe, Christa Jahnke, und des Sprechers der ostwestfälischen Parteilinken, Rainer Hofemann, wurden vier Themenkomplexe behandelt:

1. »Das strategische Konzept der *Herforder Thesen*«
Einleitungsreferat: Detlev Albers (Bremen)
2. »Neue ökonomische Logik und alternative Wirtschaftspolitik in den Herforder Thesen« — Einleitungsreferat: Axel Horstmann (Ostwestfalen-Lippe), Kurt Wand (Hamburg)

3. »Transformation des Staates als Richtpunkt sozialistischer Strategie in der Bundesrepublik« — Einleitungsreferat: Heinrich Lienker (Ostwestfalen-Lippe), Peter Strieder (Berlin/West)
4. »Reformisten und Marxisten in der SPD — Zur Veränderbarkeit der Sozialdemokratie« — Einleitungsreferat: Kurt Neumann (Berlin/West)

Um das weite Spektrum der verschiedensten Diskussionsbeiträge darzustellen, seien als engagierte Diskussionsredner genannt: Wolfgang Abendroth, Peter v. Oertzen, Christian Schmidt (Hamburg), Herbert Schui (Hamburg), Klaus-Peter Kisker (Berlin/West), Josef Cap (Wien), Wieland Elfferding (Berlin/West, *Das Argument*), Wolfgang Krumbein (Göttingen), Horst Heimann (Freudenberg, Friedrich-Ebert-Stiftung), Rudolf Bahro (Bremen), Joachim Bischoff (Hamburg, SOST), Lothar Peter (Bremen), Lottemi Doormann (Hamburg), Mechtild Jansen (Köln); nicht zuletzt die beiden SPD-Bundestagsabgeordneten Erich Meinicke und Klaus Thüsing.

Es kann nicht Aufgabe dieses Berichts sein, die Diskussion im einzelnen nachzuzeichnen. Das Seminar wird in einem gemeinsamen Band des *spw*-Verlags und der DVK dokumentiert werden und allen Interessierten zum Nachvollzug zur Verfügung stehen.

Hier muß es dabei verbleiben, eine Reihe von — durchaus subjektiv — ausgewählten Problemen, die während des Seminars diskutiert wurden, anzusprechen und kurz auf die sich kritisch äussernden Positionen der verschiedenen Einzelpositionen oder Gruppen einzugehen.

Breite Zustimmung fand der marxistische Ausgangspunkt der *Herforder Thesen*, insbesondere auch das Festhalten an der Einsicht, daß historisches Subjekt gesellschaftlicher Veränderung in Richtung auf den Sozialismus nur die Arbeiterklasse sein kann. Hier war eine deutlich abweichende Auffassung eigentlich nur bei Rudolf Bahro zu erkennen, der uns an seine in dem Buch die »Alternative« geprägte Formulierung vom »Unbegriff der Arbeiterklasse jenseits des Kapitalismus« erinnerte und nunmehr auch für die kapitalistischen Länder mit André Gorz den »Abschied vom Proletariat« empfahl.

Auch wenn kaum jemand dieser Empfehlung zu folgen vermochte, wurde von verschiedenen Seiten kritisch angesprochen, daß die *Herforder Thesen* keine genügend differenzierte und differenzierende Klassenanalyse enthalten. Damit war in der Tat ein Aufgabenbereich angesprochen, der weiterer Bearbeitung bedarf. Allerdings wird darauf zu achten sein, daß eine Fortentwicklung der klassenanalytischen Erkenntnisse, die von den objektiven Bestimmungen etwa des Hamburger Strategiepapieres ausgehen können, auch den Zusammenhang zwischen ökonomisch begründeter sozialer Lage und der Möglichkeit, die Entwicklung von Klassenbewußtsein als Voraussetzung zu gesellschaftsveränderndem politischen Handeln zu bedenken hat. Zugleich ist davor zu warnen, in ökonomistischer Verkürzung, wie dies etwa in einem Diskussionsbeitrag von Joachim Bischoff (Sozialistische Studiengruppen — SOST) anklang, das konkrete Bewußtsein bzw. die Möglichkeit, Bewußtsein zu entwickeln, mechanisch aus

dem Kriterium abzuleiten, ob der einzelne Lohnabhängige seinen Arbeitslohn unmittelbar im Austausch mit dem fungierenden Kapital erhält.

Ausdrücklich begrüßt wurde von fast allen Teilnehmern, daß die zweite Fassung der *Herforder Thesen* stärker die internationalen Rahmenbedingungen für eine sozialistische Politik bestimmt. Unterschiedliche Einschätzungen gab es indes bei der Rolle der Sowjetunion und der mit ihr verbündeten Länder. Während Wolfgang Abendroth meinte, daß dem »sozialistischen Lager« ein höherer Stellenwert in positiver Richtung eingeräumt werden mußte, vermißte Peter von Oertzen eine deutlichere Auseinandersetzung mit »dem gesellschaftlichen Charakter des Systems des realen Sozialismus«.

Von seiten der *Herforder Thesen* konnte diese gegensätzliche Kritik durchaus als Bestätigung der in den *Herforder Thesen* gefundenen Linie interpretiert werden: Die Bedeutung der Entstehung des sozialistischen Staatensystems, die einen Zwang zur Koexistenz mit sich gebracht hat und damit auch reaktionären Eingriffen von seiten der USA in mögliche fortschrittliche gesellschaftliche Entwicklungen in Westeuropa entgegensteht, ist deutlich angesprochen. Andererseits ist unmißverständlich auf die inneren Fehlentwicklungen in diesem Bereich hingewiesen worden. Entscheidend aber — und hier wird die Diskussion mit Peter von Oertzen über das, was man als Anti-Kommunismus bezeichnen kann, fortzusetzen sein — ist, daß die *Herforder Thesen* sich bemühen, die eigenen Vorstellungen vom Übergang zum Sozialismus positiv zu formulieren und dadurch bestehende Unterschiede deutlich zu machen. Demgegenüber kann eine bloß negative Abgrenzung nicht positiv für die Weiterentwicklung einer sozialistischen Strategie gewendet werden.

Auch in diesem Zusammenhang, schwerpunktmäßig jedoch in der Diskussion über den demokratischen Transformationsprozeß des Staates, wurden die Stichworte vom friedlichen oder vom demokratischen Übergang zum Sozialismus diskutiert. Bedauerlicherweise bekam hier die Diskussion teilweise die Form des »Scholastischen«, wie Wolfgang Abendroth es nannte. Von manchem Diskussionsredner wurde so getan, als ob es hier um Glaubensbekenntnisse ginge. Dabei war doch als prinzipieller Ausgangspunkt fast unumstritten, daß sozialistische Veränderungsprozesse mit einem Höchstmaß an aktiver Einbeziehung der Bevölkerung einhergehen müssen. In dem Maße, in dem dieses nicht verwirklicht ist, bestehen Gefahren zur Verselbständigung einer politischen Führung und zu »bürokratischen Entartungserscheinungen«. Auf der anderen Seite ist ein demokratischer Veränderungsprozeß im Rahmen einer verfassungsmäßigen Ordnung nur dort möglich, wo eine demokratische politische Verfassung besteht, und zwar nicht nur auf dem Papier, sondern auch in der Realität. Die Befreiung von faschistischen Diktaturen und von kolonialer Herrschaft kann und muß deshalb gegebenenfalls auch unfriedlich durchgesetzt werden. Die jüngsten Ereignisse in Mittelamerika zeigen dies nur zu deutlich. In den westeuropäischen Ländern haben wir jedoch Bedingungen, in denen es möglich erscheint, den gesellschaftlichen Transformationsprozeß im Einklang mit den demokratischen

verfassungsmäßigen Regeln durchzusetzen. Wie die entsprechenden gesellschaftlichen Veränderungen in der Realität sich gestalten werden, hängt aber ganz entscheidend auch davon ab, daß diejenigen, deren Privilegien beseitigt werden, bereit sind, den demokratischen Konsens zu akzeptieren, und daß sie sich nicht außerhalb der Verfassungsordnung stellen und zur Gewalt greifen.

Die ökonomisch-analytische Diskussion des Seminars war — nicht zuletzt aufgrund der Anwesenheit von Joachim Bischoff und Vertretern des *Göttinger Kreises* — durch die Diskussion um die Frage geprägt, ob es nun denn doch Monopole gibt. Herbert Schui begründete noch einmal sowohl hinsichtlich der theoretischen Ableitung als auch der empirischen Fundierung, daß sich die Struktur des heutigen Kapitalismus dadurch auszeichnet, daß die Differenzierungsprozesse zwischen den verschiedenen Kapitalien zu strukturellen Verwertungsvorteilen für die Riesenunternehmen im produktiven wie im Handels- und Banken- bzw. Versicherungsbereich geführt haben. Trotz dieser eindeutigen Absage an diejenigen, die die Monopole nicht in der Realität, sondern »theoretisch« bezwingen wollen, bleibt zuzugestehen, daß auch an der Monopoltheorie manche Aspekte noch der weiteren Fundierung bedürfen. Hier geht es insbesondere um eine genauere Untersuchung des Zusammenhangs zwischen den allgemeinen Gesetzmäßigkeiten der kapitalistischen Entwicklung und den besonderen Formen, in denen sich diese empirisch unter den Bedingungen monopolkapitalistischer Verhältnisse durchsetzen.

Bezüglich der Antworten, die Sozialisten auf die drängenden Probleme der Gegenwart zu geben haben, bestand Einigkeit hinsichtlich der Forderung nach Durchbrechung des Profitprinzips durch die Erreichung einer Mindestschwelle der Vergesellschaftung der Produktion.

Kontroversen gab es in dem Bereich der politischen Alternativen, die unmittelbar versuchen sollen, zumindest einen Teil der Krisenlasten von der arbeitenden Bevölkerung, von den in der Ausbildung befindlichen Jugendlichen und von den Rentnern abzuwenden. Hier gibt es eine merkwürdige Übereinstimmung zwischen Peter von Oertzen auf der einen und den Sozialistischen Studiengruppen auf der anderen Seite: Beide Positionen neigen dazu, die unbestrittenen Wirkungen der kapitalistischen Produktionsweise in einem Maße zum unabwendbaren Schicksal zu erklären, daß ihnen Handlungsmöglichkeiten für »arbeitnehmerfreundliche« Alternativen aus dem Blickfeld geraten. Gerade wenn hier ein gewisser Fatalismus überwunden werden soll, wird von der Position der *Herforder Thesen* aus noch eine stärkere Fundierung der eigenen Vorschläge zu leisten sein: Wir müssen konkreter, als dies bisher geschehen ist, angeben, wie bestimmte ökonomische Maßnahmen finanzierbar gemacht werden können. Dabei werden wir nicht in den Fehler verfallen wie die SOST, »sozialistische« Alternativen unmittelbar in die gegenwärtige Haushaltsstruktur einzupassen, ohne zuvor bzw. zugleich politische und wirtschaftliche Rahmenbedingungen zu verändern.

Die wohl heftigsten Auseinandersetzungen gab es in der Frage der Organisa-

tionsperspektive von Linken. Gleichwohl ist festzustellen, daß in dem Maße, in dem die *Herforder Thesen* anderen Antworten auf die Organisationsfrage ihre prinzipielle Berechtigung nicht absprechen, die Bereitschaft von Gruppen außerhalb der SPD wächst, die Perspektive marxistischer Sozialdemokraten nicht von vornherein für abwegig zu erklären. Dennoch haben die verschiedenen Diskutanten — mit Ausnahme des Kollegen von der DKP — keine eigene positiv bestimmte Zielbestimmung angeben können.

Am deutlichsten fiel das bei dem Vertreter des *Argument*, Wieland Elfferding, auf. Für die gegenwärtige Linie im *Argument* muß festgestellt werden, daß der im Ansatz berechtigte Kampf gegen »ökonomistische« Tendenzen teilweise dazu führt, daß die Zusammenhänge zwischen der ökonomischen Basis einer Gesellschaft, der Bestimmung der Klasseninteressen und den politischen Formen gesellschaftlicher Klassenauseinandersetzung verloren gehen. Ein abgehobener und an keiner Stelle mehr in die Nähe realer politischer Handlungsfähigkeit geratender Idealismus ist die Gefahr dieser Position.

Für die gesamte Diskussion auf dem Seminar war enttäuschend, daß Vertreter der sich als reformsozialistisch bezeichnenden Jungsozialisten nicht anwesend waren. So bestand keine Möglichkeit, mit ihnen in eine — jenseits von Kongreßtaktiken sachlich zu führende — Auseinandersetzung einzutreten. Zu den anwesenden Vertretern des *Göttinger Kreises* innerhalb der Jungsozialisten muß festgestellt werden, daß sie nicht viel mehr als nörgelnde Randbemerkungen gemacht haben. Das entsprechende Auftreten muß wohl im Zusammenhang mit dem zweiten Teil der *Göttinger Thesen* gesehen werden, der sich dadurch auszeichnet, daß in nicht wenigen inhaltlichen Bereichen Annäherungen an die Positionen der *Herforder Thesen* stattgefunden haben, daß aber zugleich durch verbale Kraftmeierei Abrenzung und Selbstrechtfertigung erzeugt werden sollen. (Eine kurze Kritik der *Göttinger Thesen 2* wird sich im März-Heft des *Hannoveraner Kreisblattes* befinden. Eine ausführliche Auseinandersetzung folgt dann in *spw 11*, wobei die Möglichkeit der Erwiderung für Heft 12 oder 13 vorgesehen ist.)

Wenn in diesem Bericht vor allem Meinungsunterschiede angesprochen worden sind, so ist dieses geschehen, um zu zeigen, in welcher Richtung weitere Diskussionen erforderlich sind. Mit den *Herforder Thesen* wurde eine strategische Position formuliert, auf die sich in weiten Bereichen die verschiedensten Genossen und Genossen innerhalb und außerhalb der SPD einigen konnten. Dieses ist die wichtigste Erkenntnis des Braker Seminars.

Dokumentation

Programmerklärung der West-Berliner »Volksuniversität«

Der Name »Volksuniversität« ist angeregt von der jährlich an Pfingsten stattfindenden »Folkuniversitet«. (veranstaltet von der schwedischen »Linkspartei«). Bei »Volk« stellen sich im Deutschen Assoziationen ein vom »Volksfest« über die »Volkshochschule« bis zum faschistisch beschlagnahmten Begriff des »Völkischen«. Die Rechte hat den Begriff »Volk« stets zu Unrecht übernommen. Wir verstehen ihn im demokratischen Sinn. Gegenüber dem Block aus Privilegien, Herrschaft und Reichtum steht — das Volk, stehen die plebejischen Traditionen und die Kräfte der Arbeit, der kritischen Wissenschaft, der Frauenbewegung, der Grünen, der Studentenbewegung und der alternativen Kultur.

Ihnen soll die Volksuni gewidmet sein.

Die Volksuni soll den Kräften der Arbeit, der Wissenschaft, der Kultur und der Umweltbewegung eine Möglichkeit bieten, sich mit ihren Problemen theoretisch auseinanderzusetzen.

Träger der Volksuni sind einzelne Gewerkschafter und Wissenschaftler — keine Organisationen.

Ein solches Projekt ist heute möglich geworden, obwohl die Linke politisch schwach ist. Die Elemente arbeitsorientierter Wissenschaft und alternativer Kultur sind stärker als je zuvor im westlichen Nachkriegsdeutschland. Nie zuvor gab es ein intensiveres Interesse der gewerkschaftlich Organisierten an der wissenschaftlichen Durchdringung der ökonomischen Entwicklung. Und erstmalig gibt es aussichtsreiche Ansätze einer Politik umweltfreundlicher Kontrolle von Wirtschaft und Technik.

Die Dozenten der Volksuni kommen aus Gewerkschaften und Betrieben, aus der progressiven Wissenschaft, aus der sozialkritischen Bewegung der Christen, aus der Frauenbewegung, aus der alternativen Kultur und aus der Umweltbewegung.

Die Dozenten der Volksuni kommen aus allen Lagern der Linken. Namhafte ausländische Theoretiker werden teilnehmen. Die linken Wissenschaftler, Lehrer, Studenten und Schüler finden in der Volksuni einen Ort, wo sie — über bestehende Ansätze hinaus — ernst machen können mit der als notwendig erkannten Zusammenarbeit mit Gewerkschaftern, mit Kollegen aus den Betrieben.

Die verwissenschaftlichte Arbeit und die arbeitsorientierte Wissenschaft können hier einen Schritt aufeinander zu tun.

Die sprunghaft gewachsene Rolle der Wissenschaft in der Produktion droht die Stellung vieler Arbeitnehmer zu schwächen. Automation und Rationalisierung gefährden Arbeitsplätze und entwerten herkömmliche Qualifikationen. Zugleich ist es die Automation, die Arbeit und Wissenschaft zusammenführen muß und die den Arbeitenden auch einen Zuwachs an Handlungsfähigkeit bringen kann.

In dieser Situation darf nicht das Kapital das Monopol im Zusammenbringen von Arbeit und Wissenschaft behalten.

Die Situation von Studenten, Wissenschaftlern, Lehrern und Schülern usw. ist von wachsender Unsicherheit gekennzeichnet. Nur im Zusammenwirken mit den gewerkschaftlich organisierten Arbeitnehmern läßt sich ihre Situation langfristig wirksam verbessern.

Die Studentenbewegung hat auf ihrem Höhepunkt die Kritische Universität hervorgebracht. Dort wurde die Ideologiekritik der bürgerlichen Wissenschaft in Angriff genommen.

Die Frauenbewegung hat in Gestalt der Westberliner »Sommeruniversität« und in anderen Formen Elemente eines demokratischen Frauenstudiums entwickelt.

Die Volksuni möchte die Traditionen der Kritischen Universität der Studenten und des Frauenstudiums aufnehmen und zusammenbringen mit den Elementen einer arbeitsorientierten Wissenschaft und alternativen Kultur.

»Mut für eine bessere Zukunft — für eine wirkliche Friedenspolitik!«

*Abrüstungsappell an SPD-Vorstand, -Fraktion und -Kanzler
zum 1. »Jahrestag« des NATO-Raketenbeschlusses am 12. Dezember 1980*

Aus Anlaß des Jahrestages des sog. »Nachrüstungsbeschlusses« der NATO wurde am 9. Dezember 1980 in Bielefeld ein Abrüstungsappell an den SPD-Bundesvorstand, die SPD-Bundestagsfraktion und den sozialdemokratischen Bundeskanzler vorgestellt. Zu den mehr als 150 Unterzeichnern des Appells gehören namhafte Sozialdemokraten wie der ehemalige Berliner Bürgermeister Heinrich Albertz, der Schriftsteller Bernt Engelmann, Generalmajor a.D. Gert Bastian, die Bundestagsabgeordneten Coppik, Hansen, Hoffmann, Jansen (SPD-Landesvorsitzender Schleswig-Holstein), Meinike, Simonis und Thüsing, zahlreiche Landtagsabgeordnete, Kommunalpolitiker und Funktionäre der SPD sowie der SPD nahestehende Persönlichkeiten wie der Tübinger Hochschullehrer Prof. Dr. Walter Jens und der Kabarettist Dieter Hildebrandt, außerdem Theologieprofessor Helmut Gollwitzer, HBV-Gewerkschaftssekretär Christian Götz, der Publizist Axel Eggebrecht und die Schriftstellerin Ingeborg Drewitz. Die Unterzeichner sehen in dem NATO-Beschluß vom 12. Dezember 1979 eine verhängnisvolle Fehlentscheidung und fordern deshalb seine Rücknahme, um die Stationierung atomarer Mittelstreckenraketen in Westeuropa zu verhindern. Durch ihren Appell wollen die Unterzeichner den »Mut für eine bessere Zukunft« mobilisieren. Nachfolgend der Wortlaut des Aufrufs:

Zu Beginn der siebziger Jahre haben wir große Erwartungen in die Friedens- und Entspannungspolitik unserer Partei gesetzt. Sie zog eine Serie positiver Ergebnisse (menschliche Erleichterungen, Vertragspolitik, sichere Arbeitsplätze durch Osthandel) nach sich, die niemand leugnen kann und die auch einen großen Vertrauensgewinn für unsere Partei in der Bevölkerung gebracht hat. Dies spiegelte sich auch in den Wahlergebnissen wider und viele, vor allem aktive, junge Genossinnen und Genossen wurden gewonnen. Beides, das Vertrauen und der sichtbare Fortschritt, steht jetzt auf dem Spiel.

Vor einem Jahr, am 12. Dezember 1979, wurde der Brüsseler NATO-Raketenbeschluß gefaßt. Inzwischen wird immer klarer, daß es sich dabei um eine verhängnisvolle Fehlentscheidung gehandelt hat. Die erwartete Ratifizierung des SALT-II-Abkommens durch das amerikanische Parlament war für den SPD-Bundesparteitag in West-Berlin und die Bundesregierung die Voraussetzung für die Zustimmung zu diesem Beschluß. In seinen öffentlichen Erklärungen versicherte Helmut Schmidt, daß seine Regierung die Zeit von der Annahme des Beschlusses bis zur Stationierung der neuartigen amerikanischen Mittelstreckenraketen im Jahre 1983 zu Verhandlungen über die Begrenzung des nuklearstrategischen Potentials in Europa nutzen wolle, um zu einem militärischen Gleichgewicht auf niedrigerem Niveau zu gelangen. Er betonte ferner den »Doppelcharakter« des Beschlusses und verwies auf den Vorrang des darin enthaltenen Verhandlungsangebots. Zu ernstzunehmenden Verhandlungen kam es bisher jedoch nicht. Stattdessen werden alle Vorbereitungen getroffen, die neuen Waffensysteme einzuführen und vollzogene Tatsachen zu schaffen.

Diese Entwicklung widerspricht dem eindeutigen Willen des SPD-Bundesparteitages. Die Parteimitglieder müssen sich getäuscht fühlen, und die SPD ist in Gefahr, ihre Glaubwürdigkeit bei der Bevölkerung zu verlieren. Kommt es nicht alsbald zu Verhandlungen über die eurostra-

tegischen Waffen, so wird eine neue Runde des Wettrüstens einsetzen, in deren Zentrum Europa steht. Die »Sicherheit für Deutschland« wäre mehr denn je in Gefahr. Wir würden unsere Zukunft einer amerikanischen Entscheidung ausliefern, die beinhaltet, daß ein auf Europa begrenzter Atomkrieg führbar ist.

Für die USA übernimmt jetzt ein Präsident die Regierungsgeschäfte, dessen erklärtes Ziel die weitere Aufrüstung ist und der das SALT-II-Abkommen als gegenstandslos betrachtet.

Der ungehinderte Fortgang des Wettrüstens bringt auch für die Bundesrepublik, insbesondere für die Arbeitnehmerschaft, Belastungen, wie man sie sich bisher nicht vorstellen konnte. Das zeigen die Schwierigkeiten bei der Abfassung des neuen Regierungsprogramms. In wichtigen sozialen Bereichen wurde spürbar der Rotstift angesetzt. Die gegenwärtige wirtschaftliche Krise und die sozialen Schwierigkeiten — das wird immer klarer — haben ihre Ursache im wesentlichen im ständigen Wettrüsten. Die Forderungen u. a. der USA nach erheblichen realen Zuwachsraten des Verteidigungshaushaltes und die 3%-Vereinbarung der NATO sind nicht akzeptabel. Die entscheidenden Kräfte in der Koalition müssen endlich notwendige Abstriche im Rüstungssektor vornehmen und nicht den Sozialabbau vorantreiben. Auch die wirtschaftlich starke und industriell hochentwickelte Bundesrepublik kann sich eben nicht unbegrenzt Kanonen und Butter leisten.

Gerade zu einem Zeitpunkt, da die Neuorientierung der Sicherheitspolitik dringlich ist (mit dem Anspruch auf Gewährleistung der sozialen Sicherheit und der inneren Stabilität), beschwört die Politik von Hans Apel durch militärische Demonstrationen, Paraden, Ordensverleihungen und öffentliche Gelöbnisse den Ungeist des Militarismus herauf und schafft ein psychologisches Klima, das auch die Soldaten der Bundeswehr einer nicht verantwortbaren Belastung aussetzt.

Aus all diesen Gründen erscheint es uns als dringend notwendig, zur ursprünglichen Absicht der Entspannungspolitik vor zehn Jahren zurückzufinden und ein Zeichen zur Umkehr zu setzen. Wir Sozialdemokraten sind durch die Geschichte unserer Partei und unseres Volkes besonders verpflichtet, alles zu tun, daß vom deutschem Boden nie wieder ein Krieg ausgeht. Deshalb fordern wir den Bundesvorstand der SPD, die SPD-Bundestagsfraktion und den sozialdemokratischen Bundeskanzler auf, dafür Sorge zu tragen, daß: *ohne weitere Verzögerung und ohne größere Denkpausen Verhandlungen aufgenommen werden, um die eurostrategischen Waffensysteme in Europa zu begrenzen (miteinander reden statt gegeneinander zu rüsten) — die Stationierung atomarer Mittelstreckenraketen in Westeuropa durch die Rücknahme des NATO-Beschlusses doch noch verhindert wird — die Wiener Verhandlungen über den Truppenabbau in Europa beschleunigt und intensiviert werden — keine Neutronenbombe in der Bundesrepublik stationiert wird — der Rüstungsetat zugunsten sozialer Investitionen gesenkt wird (soziale Sicherheit statt militärischen Aufwand) — schnellstmöglich eine europäische Abrüstungskonferenz einberufen und durchgeführt wird.*

Helmut Schmidt hat sein Regierungsprogramm unter die Devise »Mut zur Zukunft« gestellt. Vielleicht hofft er auf diese Weise, die freiwillige Zustimmung der Parteimitglieder und der sozialdemokratisch orientierten Arbeitnehmer zu gewinnen für ein Konzept, das zutreffender ein Programm des Schweisses und der Tränen genannt werden müßte.

Mit unserem Aufruf wollen wir den Mut für eine bessere Zukunft mobilisieren, nicht für eine Utopie, sondern für eine Politik, die vor zehn Jahren erfolgversprechend begann mit dem Wagnis zu mehr Demokratie und dem friedlichen Ausgleich mit dem Osten. Wir wollen die sozialdemokratische Entspannungspolitik nicht verkommen lassen, nur weil die USA zur globalen Konfrontation zurückkehren will und dafür keinen anderen Weg weiß, als die Bundesrepublik zu einer vorgeschobenen Raketenbasis gegen die UdSSR auszubauen. Unter Mut zur Zukunft verstehen wir die Ablehnung der amerikanischen Zumutung und das Wagnis zur Abrüstung und zum friedlichen Wettbewerb der Systeme. Angesichts der bereits bestehenden riesigen Vernichtungspotentiale wissen wir nicht, was wir dabei verlieren können. Jedenfalls haben wir den Kampf gegen Strauß nicht geführt und gewonnen, damit die sozialdemokratische Bundesregierung in den Sog der Politik eines Ronald Reagan gerät. Wir wollen eine wirkliche Friedenspolitik.

Autorenverzeichnis

Albers, Detlev, geb. 1943; Konrektor und Professor am Fachbereich Arbeitslehre/Politik der Universität Bremen. Jüngste Veröffentlich.: »Demokratie und Sozialismus in Italien«, Frankfurt/M.-New York 1978, Mitverfasser der »Herforder Thesen zur Arbeit von Marxisten in der SPD«, Berlin/West 1980. Mitglied der SPD und der GEW, Mitherausgeber der *spw*.

Benz, Georg, geb. 1921; Geschäftsführendes Hauptvorstandsmitglied der IG Metall, zuständig für Jugendarbeit, Betriebsräte, Betriebsverfassungs- und Mitbestimmungsrecht.

Biermann, Wolfgang, geb. 1948; Dipl.-Pol., Dissertation zu Fragen der DDR-Entwicklung, Studienleiter in der Jugend- und Erwachsenenbildung. Mitglied der SPD, des Arbeitskreises Sicherheitspolitik des Juso-Bundesvorstandes, Sprecher der »Berliner Initiative für Frieden, internationalen Ausgleich und Sicherheit (Bifias)«, Mitglied der ÖTV.

Briefs, Ulrich, geb. 1939; Dipl.-Volkswirt, Ausbildung und Arbeit als wissenschaftlich-technischer Programmierer, seit 1972 wissenschaftlicher Referent im WSI des DGB, Arbeitsgebiete: Technologieentwicklung, Mitbestimmung, Rationalisierung (insb. im Angestelltenbereich), Mitglied der GEW, Vorsitzender der Arbeitsgruppe »Datenverarbeitung und Arbeitsbedingungen« des Weltdachverbandes der Informatikgesellschaften (IFIP), 1980/81 Gastprof. an der Universität Paris IX Dauphine.

Demele, Ottwald, geb. 1945; Dipl.-Volkswirt, wiss. Ass. am Inst. f. Konzentrationsforschung der FU Berlin. Mitglied der IG Metall.

Günther, Joachim, geb. 1951; Stud.Ref., Mitglied der SPD, 1978 bis 1980 stellv. Landesvorsitzender der Berliner Jungsozialisten, Redakteur der Zeitschrift »interpol«, Mitglied der GEW.

Johnstone, Monty; Historiker. Artikel in marxistischen und akademischen Zeitschriften und Sammelbänden (u.a. Einaudi, Storia del Marxismo); zwei Monographien in Arbeit: *Parties and Power in Socialist Societies* und *The Political Ideas of Leon Trotsky: A Marxist Critique*. Mitglied der KP Großbritanniens, der Kommission für Theorie und Ideologie und der Kommission für das Studium der europäischen sozialistischen Länder beim Zentralkomitee; früher in der Leitung des Kommunistischen Jugendverbandes, Chefredakteur seines Organs *Challenge* und Vorsitzender des Nationalen Studentenkomitees der KPGB.

Kisker, Klaus Peter, geb. 1932; Prof. f. Volkswirtschaftslehre und Politische Ökonomie an der FU Berlin; Veröffentlichungen zur nationalen und internationalen Konzentration, Wirtschaftsentwicklung in der BRD, Gewerkschafts- u. Energiepolitik und zur Entwicklung der SPD (Mitautor »SPD in der Krise«, Frankfurt/M. 1976), Mitherausgeber der *spw*; Mitglied und Landesparteitagsdelegierter der SPD Berlin, Mitglied der GEW.

Kröger, Hans Jürgen, geb. 1947; Dipl.-Volkswirt, Mitglied der Gewerkschaft HBV, 1976 bis 1979 Referatsleiter der Hans-Böckler-Stiftung des DGB, seit 1979 Leiter der Abteilung Wirtschaft in der Arbeiterkammer Bremen. Mitglied der SPD.

May, Hannelore, geb. 1947; Studium der Volkswirtschaftslehre an der FU Berlin, Mitglied des interdisziplinären »Projekts Automation und Qualifikation«. Langjährige Funktionärin der SEW, 1980 wegen »Fraktionismus« ausgeschlossen, seitdem Mitglied der »Sozialistischen Initiative«, Leiterin des Ressorts Organisation der »Volksuni« und Mitglied der Gewerkschaft HBV.

Neumann, Kurt, geb. 1945; Rechtsanwalt, Mitverfasser der »Herforder Thesen ...«. Mitglied der SPD, 1974 bis 1976 Landesvorsitzender Berliner Jungsozialisten, seit 1978 Ortsvereinsvorsitzender in Berlin-Steglitz, Mitglied der ÖTV.

Riemer, Peter, geb. 1928; Mitglied der Gewerkschaft Holz und Kunststoff (GHK), seit 1956 Chefredakteur der Holzarbeiterzeitung (HZ), Pressesprecher der GHK, Mitglied der SPD und des Sprecherausschusses PDI.

Rix-Mackenthun, Christiane, geb. 1953; Dipl.-Politologin, wiss. Mitarb. am Inst. f. Internationale Politik und Regionalstudien des Fachbereiches Politische Wissenschaften an der FU Berlin, Mitglied der SPD, 1976 bis 1978 Mitglied des Landesvorstandes Berliner Jungsozialisten, Mitglied der GEW sowie Mitglied und Sekretärin der *spw*-Redaktion.

Seyfried, Erwin, geb. 1950; Dipl.-Psychologe, Lehrbeauftragter am Psychologischen Institut der FU Berlin. Mitglied der SPD und stellv. Leiter des Ressorts Organisation der »Volksuni«.

Wehr, Andreas, geb. 1954; Studium der Rechtswissenschaften an der FU Berlin, Veröffentlichungen zur politischen Diskussion bei den Jungsozialisten, Mitverfasser der »Herforder Thesen ...«. Mitglied der SPD, 1976 bis 1978 stellv. Vorsitzender, seit 1980 Landesvorsitzender der Berliner Jungsozialisten.

Wilke, Heike, geb. 1944; Dipl.-Bibliothekarin im öffentlichen Büchereiwesen. Mitglied der SPD und Kreisdelegierte in Berlin-Steglitz, Mitarbeiterin im Ressort Organisation der »Volksuni«.

ARGUMENT-Taschenbücher (AS) Programm 1981

Entstehung der Arbeiterbewegung (AS 63)

(erscheint: Frühjahr 1981)

Wer ist heute das historische Subjekt gesellschaftlicher Veränderungen? Sucht man die Antwort bei der Arbeiterbewegung, dann muß ihre Genese allseitig und interdisziplinär von der Ökonomie bis zur Ideengeschichte erforscht sein. Gerade das Studium ihrer Anfänge ist orientierend für das Verständnis der sehr differenzierten Erscheinungen in ihrer sozialen Zusammensetzung, ihrer politischen Ziele usw. Neuere Forschungen, theoretische und methodische Versuche zur gegenwärtigen Diskussion über eine 'Geschichte von unten' und generell in den historischen Sozialwissenschaften, vereinigt dieser Sammelband für Lehrer und Studenten der Politik, Soziologie, Geschichtswissenschaften sowie für die gewerkschaftliche Bildungsarbeit. (Redaktion: Lars Lambrrecht)

Prävention · Medizin und Politik/Soziale Medizin IX (AS 64)

(erscheint: Frühjahr 1981)

Umweltverursachte Erkrankungen und Präventionsmöglichkeiten: Beispiele Krebs, Koronare Herzerkrankungen; Krankheiten im Gefolge von Luftverschmutzung und anderen Schadstoffwirkungen, Alkohol- und Tabakabusus, Übergewicht. Dabei werden die beschränkten Möglichkeiten medizinischer Ansätze (Verhaltensprävention) gegenüber den denkbaren politischen Antworten (Verhältnisprävention) - teilweise an Beispielen aus Italien, Skandinavien, England etc. - dargestellt.

Gulliver 9: 'Zweite Kultur' in England, Irland, Schottland, USA (AS 65)

(erscheint: Frühjahr 1981)

Ansätze einer Theorie »Zweiter Kultur«; Gegenüberstellung der Konzeptionen der Old and New Left in der Sozial- und Kulturgeschichtsforschung in den USA (dem berühmten US-Historiker P.S. Foner zum 70. Geburtstag gewidmet); Unterrichtseinheit über proletarische Jugend in den USA; Konferenzberichte und Besprechungen.

Forum Kritische Psychologie 8: Handlungsstrukturtheorie 2 (AS 66)

(erscheint: Sommer 1981)

Beiträge u.a. von: S. Greof, W. Jantzen, M. Stadler

Projekt Automation und Qualifikation VI: Automationsarbeit: Empirie 3 (Arbeiterformen) (AS 67)

(erscheint: Sommer 1981)

Die empirischen Untersuchungsergebnisse werden resümiert und verdichtet zu Vorschlägen an Industriesoziologen und Gewerkschaften. Schwerpunkt: Arbeiterbiographie

Ladenpreise:

je Band 15,50 DM (f.Stud. 12,80 DM).

Preise im Abonnement:

12,80 DM (f.Stud. 11,— DM)

Alternative Wirtschaftspolitik 3: Das Inflationsproblem (AS 68)

(erscheint: Sommer 1981)
Nach einem Überblick über die theoretischen Inflationserklärungen, geht es im ersten Teil um die Frage, welche theoretischen und praktischen Konzepte alternative Wirtschaftspolitik dem Inflationsphänomen entgegenzusetzen hat. Kann man die Inflation mit der Monopoltheorie erklären? Wie tauglich sind Preiskontrollen als Inflationsbekämpfungsmaßnahmen? — Der zweite Teil behandelt politische Fragen im Zusammenhang mit dem Inflationsproblem. In den 70er Jahren hat es einen spektakulären Wechsel im Zielkatalog bürgerlicher Wirtschaftspolitik gegeben: Nicht mehr Vollbeschäftigung, sondern Geldwertstabilität steht heufe auf Platz Eins der anzustrebenden Ziele — gleichgültig, ob die Regierungen sozialdemokratisch oder konservativ sind.

Gewerkschaften und Gesundheit (AS 69)

(erscheint: Sommer 1981)

Zum Thema 'Arbeitswelt und Gesundheitsgefährdung' wird der Stand der Belastungsforschung referiert (Stichworte: Monotonie, Bildschirmarbeitsplätze, Schichtarbeit u.a.) Weitere Themen sind: Gewerkschaften und Sozialpolitik, betriebliche Gesundheitspolitik, Arbeitermedizin, Gewerkschaftliche Bildungsarbeit, Ärzte und Gewerkschaften.

Projekt Ideologie-Theorie (PIT): Bereichstheorien (AS 70)

(erscheint: Herbst 1981)

In diesem Band geht es um die Ausarbeitung einer Theorie des Ideologischen für die einzelnen ideologischen Mächte und ihre Wirkungsfelder: Staat/Politik, Schule und Familie/Erziehung, Recht/Justiz, Religion/Kirche, Literatur, Kunst usw.

Gulliver 10: Women · Zwischen Voluntarismus und Revolution (AS 71)

(erscheint: Herbst 1981)

Bestandsaufnahme zum Projekt der 'Womens' Studies in GB/USA; aktuelle Stellungnahmen von politischen Parteien und Gewerkschaften zum Status der Frau; Diskussion zum Thema Sprache und Sexismus; Einschätzung der Theoriebeiträge und Erkenntnisleistungen der sogenannten »feministischen« Literaturkritik; Kommentare zur Darstellung der Frau im nicht-kommerziellen Film und Theater; Unterrichtseinheit.

Forum Kritische Psychologie 9: Ideologie-Diskussion (AS 72)

(erscheint: Herbst 1981)

'Subjektive' Aspekte des Faschismus

Jahrbuch für kritische Medizin 7 (AS 73)

(erscheint: Sommer 1981)

Deutsche Arbeiterbewegung vor dem Faschismus (AS 74)

(erscheint: Herbst 1981)

Redaktion: Heiko Haumann und Axel Schild
Themenbereiche: Arbeiterbewegung und Analyse der Weltwirtschaftskrise; Strategien der Arbeiterbewegung gegen staatlichen Demokratieabbau und heraufziehenden Faschismus; politische Spaltung der Arbeiterbewegung